Die Thorheiten von Europa,

in einem Gespräche,
zwischen Mercurio und Luciano,
vorgestellet
von
Don DIEGO SAAVEDRA,
Philippi IV. Königs in Spanien, gevollmächtigten Gesandten auf dem Friedens-Congreß zu Münster, und Beysitzer des obersten Raths von Indien 2c.

darinnen
der Zustand von Europa,
wie er sich in währenden
Westphälischen Friedens-Handlungen
befunden hat,
freymüthig beurtheilet wird.
Aus einer Spanischen ungedruckten Handschrift
ins Teutsche übersetzet.

Im Jahr 1748.

Coburger Landes-Bücherei

Landesbibliothek Coburg

Geneigter Leser.

Dieses Gespräche würde vielleicht von einigen vor eine Erdichtung eines witzigen Kopfes angesehen werden können, die man dem sinnreichen SAAVEDRA hätte unterschieben wollen, um darinnen den Zustand von Europa, wie er sich vor ein hundert Jahren, und etwas drüber, befunden hat, unter dem Namen dieses berühmten Spaniers desto freyer beurtheilen zu können. Allein man hat dergleichen Personen allen Verdacht zu benehmen, das Spanische, und noch nicht ge-

druckte Original zugleich um so viel lieber ans Licht stellen wollen, je mehr SAAVEDRA als einer der schönsten Scribenten in der Castilianischen Mund-Art gerühmet wird. Wir haben eine Abschrift von diesem Gespräche von einem hochwerthen Gönner bekommen, welcher sich einige Jahre in Spanien aufgehalten, und daselbst auch allerhand Spanische Manuscripta zu sammlen Gelegenheit gehabt hat. Was aber besonders dieses Gespräche anbetrifft, so wird dasselbe auf dem Titul dem vortrefflichen Don DIEGO SAAVEDRA zugeschrieben, und wir haben keine gegründete Ursache daran zu zweifeln. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der berühmte NICOLAVS ANTONIVS in seiner *Bibliotheca Hispana nova* T. I. p. 241. unter den Schriften SAAVEDRAE dieses Gesprächs keine Erwähnung thut. Allein es ist von dem Stillschweigen ANTONII kein sicherer Schluß zu machen, daß er nicht der wahre Verfasser dieser Schrift sey. Denn ANTONIVS giebt in seiner *Bibliotheca* von denen von SAAVEDRA geschrieben hinterlassenen Werken

ken gar keine Nachricht. Und wenn dieser Schluß seine Richtigkeit haben sollte: so möchte ihm auch die von ihm in Manuscript hinterlaßene *Republica literaria* nicht zugeschrieben werden können, da doch alle Ausgaben, die erste ausgenommen, unter seinem Namen erschienen sind. Wir haben selbst drey Auflagen bey der Hand, davon die erste zu Alcala im Jahr 1677. in 12. gedruckt worden. Die andere ist die von Madrit von 1735. in 8. welche wir dem berühmten Don GREGOR MAYANS zu danken haben, und die dritte ist die von London, welche **Peter Pineda** 1744. in 8. hat wieder auflegen lassen. Außer dem aber daß in unserm Manuscript dieses Gespräche SAAVEDRAE zugeschrieben wird: so finden sich noch andere Beweise, welche die Sache sehr wohl darthun. Jedermann wird nach Durchlesung dieses Gesprächs finden, daß es von einem scharfsinnigen, und in den Europäischen Staats-Geschichten sehr erfahrnen Spanier, zur Zeit der Westphälischen Friedens-Handlungen, abgefaßt worden. Wer ist aber unter den Spanischen Staats-Männern der damahligen Zeiten anzutreffen,

treffen, welcher eine größere Wissenschaft in dergleichen Dingen gehabt hat, als SAAVEDRA? Wer hat leicht zu denselbigen Zeiten von dergleichen Materien die Feder scharfsinniger zu führen gewußt, als eben dieser große Spanier? Es hatte derselbe nicht allein ehemals zu Salamanca wohl studieret, und war Doctor Iuris daselbst geworden, sondern hat auch zu Rom, in der Schweitz, zu Wien, zu Regenspurg, und zu Münster eine große Wissenschaft in Kenntniß der Europäischen Höfe, und in politischen Sachen, erlanget. Er war sonderlich in der Staats-Kunst und Historie wohl erfahren, wie so wohl seine *Idea de un Principe Politico Christiano, representada en cien empresas*, die in verschiedene Sprachen übersetzet ist, als seine *Corona Gothica* zur Gnüge an den Tag leget. In jener zeiget er sich als einen gelehrten, sehr belesenen, und gottsfürchtigen Staats-Mann, und verabscheuet einige gottlose Sätze NICOLAI MACHIAVELLI; z. E. symbolo XLIII. in dieser aber erweiset er sich als einen sehr beredten Geschichtschreiber, der sich aber in Ansehung der Glaubwürdigkeit von

den untergeschobenen Schriften FLAVII DEXTRI, MARCI MAXIMI und LVITPRANDI *a*) bisweilen verleiten laßen, auch sich nicht überall der ältesten Geschichtschreiber bedienet hat.

a) Dieses hat der berühmte MAYANS in seiner Oracion *en alabanza de las obras de* DON DIEGO SAAVEDRA FAJARDO p. XXXIII. an ihm ausgesetzt, wenn er spricht: Siento muchissimo ver alli citados, aquellos abominables partos de falsedades indignas, que produjo el capricho del Padre Geronimo Romàn de la Higuera, i de Antonio de Nobis, conocido por el nombre de Don Antonio Lupian Zapata, i otros tales; digo a FLAVIO DEXTRO, MARCO MAXIMO, LUITHPRANDO, i los semejantes a estos, que tan mal empleados ilustraron, Don Thomàs Tamayo de Vargas, Don Lorenzo Ramirez de Prado, el Licenciado Rodrigo Caro, i algunas otros, que per il camino que viviendo se hicieron plausibles, en opinion del vulgo; han conseguido ser despreciados de la posteridad atenta al examen de la verdad. Besonders hat der gelehrte Dominicaner HIACYNTHUS SEGURA in seiner Norte Critico P. II. nach der andern zu Valentia im Jahr 1736. in 4. ans Licht gestellten Ausgabe, von diesen und andern untergeschobenen Scribenten von p. 107 -- 207. ausführlich und aufrichtig gehandelt.

hat *b*). Sonderlich aber erhellet seine scharf-

b) Der berühmte Herr Pastor **Vogt** hat in der dritten Auflage seines Catalogi librorum rariorum p. 594. einige Urtheile von dieser Corona Gothica angeführt, die ich nicht wiederholen will. Mir gefällt sonderlich, was der Herr Canzler von **Ludewig** in Halle seinem Exemplar beygeschrieben hat: *Auctor coronae Gothicae clarum nomen habet. Describit hic veteres Gothorum reges ab anno 382. ad a. 716. multo quidem & longo rerum auctorumque adparatu, verum selectu non adeo magno. Nam laudat in rebus vetustissimis scriptores recentiores, quibus parum inest fidei & auctoritatis: praeteritis marmoribus, lapidibus, numis, quibus Hispania etiam Gothica non caret &c.* Diesem will ich noch das Urtheil des berühmten Don GASPAR IBANNEZ, Marquis de MONDEJAR, aus seiner *Noticia y Juizio de los mas principales Escritores de la Historia de Espanna &c.* von dieser Corona Gothica beyfügen: *La Corona Gotica de Saavedra, por la cultura, y pureza del estilo, y por la discrecion con que està formada, merece con gran razon se lea mas de una vez:* d. i. „Die Gothische Crone des Saavedra ver„dienet wegen der zierlichen und reinen Schreib„Art, und wegen der guten Beurtheilungs-Kraft, „die der Verfasser darinne zeiget, daß man sie „mehr als einmal lese.„ Endlich ist zu merken, daß der berühmte Schwedische Graf **Sparwenfeld** diese Corona Gothica ins Schwedische

scharfsinnige Schreib-Art aus seiner *Republica literaria*, und gleichwie er darinnen die meisten Künste und Gelehrte alter und neuerer Zeiten scharf, aber doch sinnreich, beurtheilet; also hat er auch in diesem Gespräche dergleichen Witz und Scharfsinnigkeit in Ansehung der Europäischen Angelegenheiten zur Gnüge gezeiget.

Was das Jahr anbetrifft, wenn dieses Gespräche von dem SAAVEDRA abgefaßt worden: so finden sich in demselben einige Spuren, daraus man dasselbe sehr wahrscheinlich herleiten kann. Es wird darinnen der von den Franzosen, durch Hülfe der Holländer, geschehenen Einnahme von Dünkirchen Erwähnung gethan. Nun ist dieselbe bekannter maßen 1646. geschehen, folglich hat dieses Gespräche nicht vorher geendiget werden können. Ingleichen wird

übersetzet, und zum Druck fertig gemacht habe. Es ist aber nur der erste Bogen davon abgedruckt worden, und findet sich sein eigenhändiges Exemplar aniezo in der Universitäts-Bibliothek zu Upsal, wie der gelehrte Herr OLAUS CELSIUS in Historia Bibliothecae Upsaliensis p. 50. gemeldet hat.

darinnen der Wachsthum des Holländischen Staats auf siebenzig Jahre gesetzet. Wollte man nun den Anfang, da sich die Holländer von dem Spanischen Joche loszureissen gesuchet haben, von dem im Jahr 1576. zu Gent gemachten Bündniß machen, und siebenzig Jahre dazu setzen: so kommt das 1646te Jahr heraus. Und in diesem, oder im folgenden Jahre, muß SAAVEDRA dieses Gespräche geendiget haben, indem im Jahr 1648. der Friede der Spanier mit den Holländern zu Münster geschlossen worden, auch SAAVEDRA selbst in diesem letzten Jahre zu Madrit verstorben *c*) ist.

SAAVEDRA war als Spanischer Gevollmächtigter den 7. Nov. 1643. zu Münster angekommen, *d*) und wird in seiner vom König PHILIPPO IV. ihm gegebenen Vollmacht, die zu Madrit den 11. Junii besagten Jahres unter-

c) Siehe AUBERTUM MIRAEUM de scriptoribus Saeculi XVII. p. 323. edit. FABRICIANAE.

d) Siehe des Herrn Johann Gottfried von Meiern T. I. Actorum pacis Westphalicae p. 58.

terschrieben war, wegen seiner Eigenschaft, Klugheit, Verstand, und Erfahrung, auch andern Tugenden, die er besessen, sonderlich aber wegen seines Eifers, den er vor die allgemeine Ruhe bezeiget hat, billig gerühmet *e*). Er hat von diesem Eifer in den Negociationen, die er zu Münster wegen des Friedens unternommen, gnugsame Proben an den Tag geleget. Er hat die Französischen Gevollmächtigten, die Grafen D'AVAUX und SERVIEN, jeden besonders, zuerst besucht *f*). Er hat auf den Frieden zwischen Spanien und Frankreich gar sehr gedrungen *g*). Er hat den beyden Französischen Gevollmächtigten in einem Schreiben an die Königin vom 16. Julii 1644. das Lob eines sehr geschickten *Negociateurs h*) abgedrungen, die ihm aber auch in einem Schreiben vom 22. Oct. 1644. an den Cardinal MAZARIN

e) Seine Vollmacht steht T. I. p. 144. Spanisch und Französisch in erst angeführten Negociations.
f) T. II. p. 30.
g) ibid. p. 30.
h) T. II. p. 95.

ZARIN einiger Hintergehungen (impostures) beschuldiget haben, da er denen Französischen Gesandten den Innhalt eines von dem Cardinal MAZARIN geschriebenen, aber aufgefangenen Briefes, daß der Friede zu Wien, und an dem Französischen und Spanischen Hofe geschlossen werden sollte, ingleichen daß die Königin von Frankreich dem Don FRANCISCO DE MELLO, als er zu Senlis gewesen, Eröffnungen wegen eines particulairen Friedens daselbst gethan hätte, vorgehalten hat *i*). Sie beschuldigen ihn auch in einem Schreiben an den Herrn von BRIENNE vom 5. Nov. 1644. einer Kühnheit, daß er durch Briefe supponire, daß die Eröffnungen zum Frieden von Seiten Frankreichs schon geschehen wären. Sie erzählen, daß die Spanier, und darunter fürnehmlich SAAVEDRA alle Künste und Bemühungen anwendeten, um die Münsterischen Negociationen zu ruiniren *k*). So giebt ihm auch der Herr von BRIENNE in einem Postscripto vom

i) T. II. p. 160. *k*) T. II. p. 168.

vom 8. Nov. 1645. an die Französischen Gevollmächtigten zu Münster Schuld, als wenn er die Französischen Geschichte wenig gelesen, und von den Französischen Gesetzen wider die Ketzer schlecht unterrichtet wäre *l*). Es hatte nemlich SAAVEDRA in einem in den ersten Tagen des Monats Novembers 1645. gehaltenen Unterredung mit Herrn SERVIEN, deren Innhalt die Französischen Gevollmächtigten so fort an den Herrn DE BRIENNE berichtet hatten, demselben vorgeworfen, daß dasjenige, was die Franzosen den Albigensern abgenommen hätten, sich nur auf die Bullen der Päbste gründete *m*). Hierdurch hat sich SAAVEDRA obigen Vorwurf des Herrn DE BRIENNE zugezogen, welcher noch beyfüget, daß die Güter und Leiber der Albigenser, nach den Französischen Gesetzen, ohne den Beystand der Päbstlichen Bullen zu verlangen, confisciret worden wären, weil sie nemlich in das Verbrechen

l) T. II. P. II. p. 199.

m) Diese merckwürdige Unterredung steht T. II. P. II. p. 197. sqq.

brechen der Ketzerey und Rebellion wider den König wären verfallen gewesen.

Allein SAAVEDRA hat sich wegen aller dieser Dinge in diesem Gespräche an den Franzosen gerochen. Wenigstens war die obige Beschuldigung der *Impostures* nicht gnugsam gegründet. Doch hat SAAVEDRA die Depêchen des Französischen Hofs im Jahr 1644. zweymal auffangen laßen, um das Absehen desselben zu ergründen, wie der Pater BOUGEANT in seiner *Histoire du Traité de Westphalie P. I. p. 84.* erzählet, allwo er auch meldet, daß das letzte Paquet den Franzosen von den Spaniern eröffnet zurückgeschickt worden, worüber diese bittere Klagen gegen die Mediatores geführet haben.

Es wirft aber SAAVEDRA denen Franzosen p. 14. ihre *Convenienz* vor, und prophezeyet p. 31. daß, wenn dieselbe Dünkirchen in ihre Gewalt bekommen würden: so könnten sie sich leichtlich zu Herren über die Niederlande machen, und nachgehends die Vereinigten Provinzen, weil dadurch ihre Monarchie befestiget

wird,

wird, mit Krieg überziehen. Es erzähle der Geschichtschreiber SERRES, daß CLODOVAEUS um einer gleichen Ursache willen dem König der Gothen, AMALARICH, das Leben, und zugleich das Gothische Gallien, genommen hätte. Hierbey muß ich etwas stille stehen. Es ist bekannt, daß SAAVEDRA die Zuschrift seiner *Corona Gothica* an den Prinzen von Spanien zu Münster den 8. Sept. 1645. datirt, und das Buch 1646. daselbst zuerst herausgegeben hat. Was er nun hier aus dem Französischen Geschichtschreiber SERRES mit wenig Worten wiederholet, das hat er um eben diese Zeit in dieser *Corona Gothica* p. 132. seqq. weitläuftiger ausgeführet. Er untersuchet daselbst die Ursachen, warum CLODOVAEUS AMALARICUM mit Krieg überzogen hat. Er führet aus des Präsidenten FAUCHET *Antiquité de Gaule & de France* folgende Worte am Rande an: *Et quand ceste occasion cesseroit, encores estoit-ce une entreprise necessaire pour la conservation de l'estat de François: puis qu'ils ne pouvoient asseurer leurs conquestes en Gaule, tant que les Wisigoths en tien-*

tiendroient une si grande portion, & de l'Espagne: d. i. „Und wenn auch diese „Gelegenheit wegfiele, so wäre dieses ei„ne zur Erhaltung des Französischen „Staats nothwendige Unternehmung, „weil sie ihrer Eroberungen in Gallien „sich nicht versichern könnten: so lange „die Wisigothen davon und von Spa„nien einen so großen Theil innen hät„ten.„ Und eben daselbst wiederholet er aus des schon erwähnten JEAN DE SERRES Inventaire de l'Histoire de France nachstehende Worte: „Clouis en „vouloit aux Wisigoths, qui tenoient un „grand & large pays en Gaule, faisant „ombre à la Monarchie Françoise, la„quelle il desiroit establir: mais il falloit „avoir un honneste pretexte de leur faire „la guerre: bienque par effet *le droict de „bienseance* fut son principal droict. D. i. „Clodovåus wollte den Wisigothen zu „Leibe, die ein großes und breites Land „in Gallien innen hatten. Sie brach„ten die Französische Monarchie, die „er aufrichten wollte, in Furcht. Aber „man mußte einen erbaren Vorwand „haben, sie zu bekriegen: ob gleich in der „That das Recht der Convenienz

„sein

„sein größtes Recht gewesen ist. SAAVEDRA hat bey der Untersuchung der Ursachen des Kriegs Königs CLODOVAEI wider AMALARICUM p. 132. seine Gedanken also ausgedrucket: „Buenas maximas justificar la guerra con „la *conveniençia*, y razon de Estado, ha-„ziendo defensa natural, despojar al vi-„cino, para asegurarse del, conque no „avria firma paz entre los confinantes. „Quiera Dios, que estas mismas maxi-„mas iniustas y tyranas no se pratiquen „en nuestros tiempos. Das ist, Schöne „Maximen den Krieg mit der Conve-„nienz oder der Staats-Raison zu „rechtfertigen, die natürliche Vertheidi-„gung fürzuwenden, den Nachbar aus-„zuplündern, und sich vor denselben in „Sicherheit zu stellen, wodurch kein be-„ständiger Friede zwischen den Nach-„barn seyn würde. Wollte Gott, daß „dergleichen ungerechte und tyrannische „Maximen zu unsern Zeiten nicht pra-„cticiret würden. Es kann also das so genannte Recht der Convenienz, oder der *bienséance*, wie es SERRES nennt, die *Conveniençia*, wie sich SAAVEDRA

ausdruckt, nach dem Zeugniß DE SERRES, eines Französischen Geschichtschreibers, in den Anfang der Französischen Monarchie gesetzet, und die erste Ausübung derselben König CLODOVAEO mit allem Recht zugeschrieben werden.

Sonst kommen in obiger Unterredung des SAAVEDRA mit Herrn SERVIEN den Frieden von seinem König auszuwürken verschiedene Gedanken vor, die auch in unsern Gespräche anzutreffen sind, und dienet diese Uebereinstimmung so wohl, als was wir aus seiner *Corona Gothica* ausführlich wiederholet haben, zu einem Beweiß, daß dieses Gespräche von ihm allerdings aufgesetzet worden ist. In eben diesem Gespräche p. 29. spricht er, die Verachtung des Friedens wäre unbesonnen. Dieses könnte man aus einem Brief des Königs von Italien, THEODORICI an den König in Frankreich, CLODOVAEUM, lernen. Diesen Brief hat SAAVEDRA in seiner *Corona Gothica* p. 138. aus CASSIODORI Variis lib. III. epist. 4. ganz widerholet.

let. Wenn endlich SAAVEDRA in diesem Gespräche p. 58. vorgiebt, daß TUBAL zu erst nach Spanien gekommen sey; so findet sich eben diese Meynung in seiner *Corona Gothica p. 146. Poblada Espanna por Tubal &c. se estendiò por ella su descendençia.* D. i. „Spanien ist durch TUBAL bevölkert worden, und es hat sich seine Nachkommenschafft darinn ausgebreitet. Er führet auch daselbst aus JOHANNIS VASAEI *Chronico Hispaniae c. 10.* folgende Worte an: *Thubal venit in Hispaniam, primusque eam habitavit*; Von welcher Meynung doch andere Gelehrte abgehen *n*). Alle diese Stellen, die wir aus der *Corona Gothica* angeführet haben, zeigen unsers Erachtens wahrscheinlich genug, daß die *Corona Gothica*, und dieses Gespräche, von einer Person geschrieben worden.

SAAVEDRA ward freylich über seine Negociation, die er zu Münster mit aller möglichen Geschicklichkeit, um seinem König den ihm so nöthigen Frie-

n) Siehe IO. ANDREÆ BOSII Notitiam Hispaniæ p. 59.

Frieden mit Frankreich zu verschaffen, angewandt hatte, gar sehr verdrüßlich, und ist kein Wunder, daß er über die Franzosen, welche ihm alle Hinderniße in den Weg geleget, auch andere Ränke gemacht hatten, seinen Unwillen auf eine so nachdrükliche Art bezeiget habe. Er hat dergleichen Unwillen über die Franzosen auch gegen die Gesandten des Fränkischen Creyses, CORNELIUM GOBELIUM, Johann Müller, und Tobias Oelhafen, als dieselben im Monat Merz 1645. zu Münster bey ihm den Besuch abgestattet, an den Tag geleget. Er giebt den Franzosen Schuld, sie hätten allerhand nichtige Ausflüchte wegen der Vollmacht rc. gemacht. Die Teutschen sollten einmal die Augen aufthun, und die innerlichen Absichten der auswärtigen Cronen, die nur bloß auf Teutschlands Ruin giengen, recht einsehen, und die Majestät und Freyheit des Kaysers und der Stände durch die Waffen fest setzen. Frankreich wäre durch die unmäßigen Auflagen der Unterthanen erschöpft, und es wäre zu bedauren, daß die Teutschen,

die

die sonst ehrliche Leute wären, und die er wegen ihrer Aufrichtigkeit und andern vortreflichen Tugenden allezeit geliebet hätte, dem Vorwand und den Versprechungen der Auswärtigen, wider ihre eigene Staats-Raison, in den meisten Stücken bisher so viel Glauben beygeleget hätten, dergleichen Exempel er niemals in den Römischen, Griechischen und Persischen Geschichten, gelesen hätte. Er könnte sich der Thränen nicht enthalten, so offt er an diese traurige Begebenheiten gedächte *o*). Er hat dergleichen Unwillen auch gegen den Schwedischen Residenten zu **Münster**/ den von **Rosenhahn**/ ausgelaßen, als er die Schweden von Frankreich abzuziehen suchte, und sich gewundert, daß sie nicht auf ihr eigenes Interesse sehen, Frankreich verlangte den Frieden nicht, und Schweden würde von Frankreich durch dessen heimliche Practiquen betrogen werden. Er gab vor, Frankreich hätte zu aller Zeit die aller solennesten Tractaten gebrochen, und bewiese solches mit Exempeln aus den Alterthümern, die er auf gegenwär-

 tige

o) Siehe des Herrn von Meiern Acta Pacis Westphalicæ T. I. p. 375. und 376.

tige Zeiten applicirte. Diese Beschuldigungen SAAVEDRAE hat der Pater BOUGEANT, ein Französischer Jesuit *p*), der ihn beständig einen Grafen nennet, welches er doch niemals gewesen ist, aufrichtig erzählet, aber auch bald SAAVEDRA, als einen vor seine Nation und seinen Prinzen überaus sehr eingenommenen Mann beschrieben, bald ihm in seiner Art Staats-Geschäffte zu tractiren, ein aufgeblasenes und stolzes Wesen, beygemessen *q*), bald ihn vor einen wegen seiner Intriguen gefährlichen Feind gehalten *r*), aber doch seine Geschicklichkeit ihm nicht absprechen können *s*).

Wir wissen nicht eigentlich die Zeit anzugeben, wenn SAAVEDRA Münster verlaßen hat, und nach Spanien zurückgekehret ist. Es findet sich zwar in den *Negociations secretes de paix de Munster & d'Osnabrug* eine Stelle T. I. p. 379. daß SAAVEDRA den 14. April 1645. zu Paris angekom-

p) in seiner *Histoire du Traité de Westphalie* T. I. p. 390. *q*) T. cit. p. 16. sq.
r) T. cit. p. 389. *s*) ib. p. 16.

angekommen, und über Brüssel nach Spanien reisen wollen, um als ordentlicher Gesandter nach Rom zu gehen. Allein es muß seine Reise nach Spanien damals noch nicht vorgegangen seyn, indem er zu Anfang des Novembers 1645. in Münster mit dem Herrn SERVIEN erwähnte Unterredung gehalten hat, und es ist vermuthlich seine Zurückruffung nach Spanien erst im Jahr 1646, wie der Pater BOUGEANT vorgiebet, geschehen *t*).

Uebrigens ist dieses Gespräche nach den Regeln der Kunst ganz gut abgefaßt, und es sind die Characters der beyden Unterredenden wohl in Acht genommen. SAAVEDRA Urtheile sind zwar sehr scharff, aber doch sinnreich. Wir nehmen an denselben nicht den geringsten Antheil, und sie leiden auch in vielen Stücken einen ziemlichen Abfall. Es sind auch in verschiedenen Dingen die Sachen anders gelauffen, als dieser große Staatsmann gemuthmaßt hatte, welches andern zur Lehre dienen kann. Er sagt auch allerhand bittere Wahrheiten, die bey den iezigen verwirrten Umständen zum Unterricht,

t) in der Liste des Plenipotentiaires, welche T. II. seiner *Histoire* angehängt ist.

terricht, zur Warnung ꝛc. dienen können, wenn unsere Zeiten dieselben annehmen wollen.

SAAVEDRA hat an einem andern Ort, nemlich in seiner oben belobten *Idea de un Principe* Symb. LXXXI. seine Gedanken von Teutschland, und der Teutschen Nation, sehr freymüthig eröffnet, aber demselben den Ruhm beygeleget, daß alle Künste daselbst in Flor wären, und daß es tapfere Soldaten hätte. Wir wünschen, daß dieser doppelte Ruhm unserm werthen Vaterlande auf die spätesten Zeiten erhalten, die von ihm daselbst angezeigte Gebrechen geheilet, und sonderlich daß in diesem, mit Gott angefangenen 1748. Jahre, in einer Teutschen Stadt, wie vor hundert Jahren zu Münster und Osnabrüg geschehen ist, der so längst gewünschte Friede, nach so vielem Blutvergießen wieder hergestellet, und das Gleichgewicht in Europa und Teutschlands Freyheit erhalten werden möge.

Eins ist noch beym Beschluß zu erinnern, oder vielmehr ist der geneigte Leser dieses Gespräches zu ersuchen, die in der Teutschen Uebersetzung etwa vorkommende Fehler gütigst zu übersehen.

Die

Thorheiten von Europa.

Ein Gespräche.

Lucianus.

Woher kömmst du denn, Mercur? Dein Gewand ist ja ganz naß; du bist überall voll Staub, und im Gesichte voller Schweis. Dieses alles muß nothwendig eine nachtheilige Meynung von deiner Gottheit erregen. Denn die wahrhafte Gottheit ist der Angst, und dem Kummer, niemals unterworfen.

Mercurius.

Die Erde ist von solcher Beschaffenheit, daß sie im Stande ist, auch den Göttern einen Schweis auszupressen.

Lucianus.

Daran ist ihre Nachläßigkeit schuld; wo ich es nicht gar als eine Züchtigung für dieselben ansehen soll. Sie geben ja ihre Einwilligung dazu, daß auf der Erde, Mühseligkeiten, Trübsal und Kriege, angerichtet und erreget werden. Und was besonders dich betrift, so ists an dem, was dir wiederfähret, deine angebohrene Flatterhaftigkeit, und dein unruhiges Wesen, Schuld; da du die Ruhe des Himmels verlässest, und zu einer solchen Zeit auf die Erde niederfährest, da selbst die Einwohner derselben ihr Leben verabscheuen, und sich nach der Auflösung von den Banden ihres Körpers sehnen.

Mercurius.

Die Neubegierde trieb mich da hinunter. Ich wollte in der Nähe gewisse Kundschaft einziehen, ob denn die Thorheiten der Menschen in der That so groß sind, als uns die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Treue, und die Schamhaftigkeit, erzählet haben, als welche von der Erde hinweg geflohen sind, um uns, in dem Himmel, Gesellschaft zu leisten, und nicht mehr unter den Menschen zu wohnen.

Lucianus.

Folglich sind diese Tugenden zuvor nicht in dem Himmel anzutreffen gewesen. Ihr Götter könnet gar nicht weit sehen, weil ihr nöthig habet, erstlich auf die Erde hernieder zu steigen, wenn ihr wissen wollet, was auf derselben vorgehet.

Mercurius.

Du hast, o Lucian, das gottlose Gift deiner boßhaften Zunge noch nicht verlohren. Die Erde aber ist durch die vielen Schwadronen, und das Getrampel ihrer Pferde, wie auch durch das häufige Kriegs-Feuer, dermassen mit Rauche und Staube, bedecket worden, daß sie sich auch den Augen der Götter entziehet.

Lucianus.

Warum nicht auch ihrem Mitleiden? Die Cometen, und die übrigen Luft-Erscheinungen, welche sonsten den Tod eines Fürsten, oder die besondere Noth eines Landes, ordentlich vorher zu verkündigen pflegeten, und uns von euerem Zorne, und von unsern Züchtigungen, im voraus Nachricht gaben, sind nunmehro gänzlich ausgeblieben, da doch so viele Fürstliche Personen ermordet, und so viele Reiche verwüstet worden sind.

Mercurius.

Wenn die Boßheit die Maaß überschreitet, oder der Unglaube zugleich mit Ueberhand nimmet, so verdienen die Menschen keine Vorboten ihres Unglückes vom Himmel. Diese Warnungen helfen auch demjenigen nicht, welcher alle Hochachtung gegen die göttliche Vorsehung verlohren hat. Hättest du, o Europa, gesehen, wie ich sowohl die Ursachen, als Wirkungen des gegenwärtigen Elendes wohl erwogen; wie bey einigen der Ehrgeiz, bey andern aber Unbedachtsamkeit, und Tummheit, daran Schuld sind: so würdest du einsehen, daß die Menschen alleine, und keinesweges die Götter, hierbey zu tadeln sind.

Lucianus.

Du wirst also vieles gesehen haben.

Mercurius.

Ja. Und manches hat mich zum Mitleiden, vieles aber auch zum Lachen bewogen. Zu jenem zähle ich die Bedrängnisse der Unterthanen: zu diesem aber die Unwissenheit der Regenten.

Lucianus.

Kann ich, durch meine Aufmerksamkeit, eine Erzählung hiervon verdienen: so bitte ich dich, **Mercur**, daß du mir, nur ganz kürzlich, das merkwürdigste meldest, das du gesehen, und erwogen hast.

Mercurius.

Deine Bitte soll dir gewähret werden. Höre nur zu. Nachdem ich meine Reise nach **Europa** angetreten hatte, blieb ich zuerst eine Weile in der obern Gegend der Luft schweben, damit ich diesen Welt-Theil, mit meinen Augen, zusammen, und auf einmal, übersehen, und alle seine Theile, in ihrem Zusammenhange, recht betrachten könnte. Da sahe ich nun den blutgierigen Kriegs-Gott überall wüten. Ein Volk kriegete mit dem andern, und zwar nur, um den Eigensinn eines einigen Menschen zu befriedigen, welcher, um seines Vortheils willen, das Kriegs-Feuer unter diesen Völkern angezündet hatte. Ich stellete meine Betrachtungen über die Thorheit an, die sie begiengen. Ich erwog, daß sie die Glückseligkeiten des Friedens, die Annehmlichkeiten des Vaterlandes, und ihre eigenen Güter und Herrschaften, verließen, um fremde Güter zu erobern; daß diejenigen

neue Wohnungen suchten, welche nicht einmal im Stande waren, die ihrigen mit Einwohnern zu versehen; daß sie eben diejenigen Länder, Städte, und Güter, verwüsteten, und verbrenneten, welche sie doch an sich bringen und erobern wollten; daß so viele ihr Leben in Gefahr setzeten, ja dasselbe wohl gar, samt allen ihren Gütern, verlöhren, nur, damit diese, oder jene Krone eine Handbreit Land mehr haben möchte; daß die Soldaten sich bereitwillig finden ließen, einen Ort, mit der größten Gefahr, zu erobern, nach dessen Uebergabe sie doch daselbst nicht einen Tag leben, oder ausruhen, könnten; daß der Ehrgeiz der Fürsten sie, durch den Glanz der Ehre, geblendet hätte; und daß dieses die Münze sey, wofür sie sich, auf das verwegenste, an den Tod verkaufen. Nichts aber hat mich in größere Verwirrung gesetzet, als dieses, daß Teutschland das Joch anderer Völker truge, da es doch, weil es den Ruhm hat, daß es die Herrschaft über die ganze Welt geführet hat, alle übrigen Völker beherrschen sollte; daß es fremde Hülfs-Völker, wider sich selbst herbeygeruffen hat; daß es sie unterhält, und ihnen hilft, seinen eigenen Untergang zu befördern; indem ich gewiß glaube,

sie werden dasjenige, was sie erwerben, und behaupten, zu ihrer eigenen Vertheidigung und Sicherheit, erwerben, und vertheidigen, und nicht, um sich selbst zu berauben, und zu entblösen; daß es Tyranney für seinen Schutz, und Knechtschaft für Freyheit, hålt; daß es Gesetze von fremden Völkern annimmet, da es ihnen dergleichen geben sollte; daß es sich, durch seine Uneinigkeit und Trennungen, der Herrschaft seiner Feinde unterwirft, da es, durch Einigkeit und freundschaftliche Zusammenhaltung, nach der Herrschaft über die ganze Welt streben könnte; daß es in der Meinung stehet, es wolle seine Feinde auf seine Seite ziehen, wenn es sich von seinem Haupte trenne, welches dasselbe beherrschet, und wenn es von der Freundschaft und dem Bündnisse derer jenigen abstehe, welchen daran gelegen ist, daß es erhalten werde, und daher mit ihm gemeine Sache machen; daß es, unter dem Vorwande der Religion, dieselbe gar verliehret; daß es endlich solche Leute zu Rathe ziehet, um den Frieden zu befördern, welche es bekriegen. Was ich aber am meisten bewundere, ist dieses, daß man, um so großen Uebeln zu steuern, zu den Friedens-Zusammenkünften

künften Münster und Osnabrück, bestimmet hat; welche Oerter doch, wegen ihrer Lage, und wegen der angrenzenden Landschaften, zu nichts mehr geschickt sind, als den Krieg zu unterhalten. Ferner, daß selbst die auswärtigen Feinde, durch ihre Briefe, die Fürsten und Stände des Reichs eingeladen haben, wider ihre alten Gesetze, und löbliche Gewohnheiten, zu ihnen zu kommen, und daß dieselben ihnen auch gehorchet haben, ohne die List ihrer Versprechungen, und die Falschheit ihrer Vorwendungen, einzusehen. Diese bestunden darinne: Sie wollten die Einigkeit in dem Reiche wieder herstellen: allein sie versammelten die Stände aus keiner andern Absicht, als um das Reich mit sich selbst uneinig zu machen. Sie wollten den Reichs-Beschwerden abhelfen: und vergrößerten sie doch nur. Sie wollten einen jeden wiederum in seine Staaten einsetzen; an statt dessen aber entrissen sie ihnen dieselben. Sie wollten sie in Freyheit setzen: und die wahre Absicht war, sie in die Knechtschaft zu führen. Sie wollten Friede machen: und diesem Endzwecke war nichts mehr entgegen, als die Zusammenberuffung der Stände. Wer hat wohl jemals gesehen, daß man in

einem Lande, welches in bürgerliche Kriege verwickelt ist, die Häupter desselben, die, in Ansehung der Religion, der Bündnisse, und des Interesse, nicht mit einander einig sind, an einen Ort versammeln will, und zwar, um mit eben denen auswärtigen Staaten in Unterhandlungen zu treten, welche die Unruhen geheget haben, und sie noch, durch ihre Waffen, unterhalten, um über beyde Theile die Herrschaft zu gewinnen? Die **Franzosen**, und die **Schweden**, bezeugen ihren Verdruß über die Noth des Reiches: und gleichwohl sind sie die Ursache hievon. Sie schreyen: sie wünscheten den Frieden: und sie sind es doch alleine, welche den Krieg erregen. Sie beschweren sich über die Verzögerung der Friedens-Unterhandlungen: und gleichwohl hindern sie dieselben selbst durch allerhand Ränke. Die Stände sind nunmehr versammelt. Allein ob sie schon die List, welche man gegen sie brauchet, und die Gefahr, worinnen sie schweben, einsehen, und erkennen, daß sie von eben denenjenigen, welche sie geruffen haben, bey der Nase herumgeführet, und gemißhandelt werden: so werden sie doch, durch geheime Leidenschaften, dermassen geblendet, daß sie nicht merken, wie nichts,

als ihre Einigkeit, so großen Uebeln abhelfen könne.

Lucianus.

Gott hat sie auch gut gezüchtiget. Das Reich leidet nunmehro, unter den Hähnen, und Nattern, die Strafe der Vater-Mörder.

Mercurius.

Die Wahrheit zu sagen, so habe ich die Augen mehr auf Münster, und Osnabrück, als auf die übrigen Theile von Europa, gerichtet: Denn dieses sind die Schmiede-Oefen, wo man, für die ganze Welt, Waffen poliret, und härtet. Dieses sind die Werkstäte, wo man Bündnisse, Einfälle, Ueberrumpelungen, und unrechtmäßige Eroberungen, schmiedet und erdenket. Von hieraus stellet man Unterhandlungen an, um Soldaten anzuwerben. Von hieraus schicket man Abgesandte, mit geheimen Instructionen, nach Holland, Dännemark, Schweden, Polen, und Constantinopel, damit alle diese Mächte Europa in Feuer setzen mögen. Die Unterthanen glaubeten, hier würde der Friede wiederum hergestellet werden: und siehe, man vergüßet, von hieraus, ihr Blut. Sie haben den Frieden im Munde: und den

Krieg

Krieg im Herzen. In ihren Schriften ist nichts, als Heucheley. Diejenigen stellen sich, als ob sie die allgemeine Ruhe wünscheten, welche nur damit umgehen, wie sie dieselbe stören wollen. Sie halten die Friedens-Unterhandlungen nur deswegen so lange auf, damit dasjenige, was sie mit Unrecht an sich gebracht haben, den Schein einer Verjährung erhalten möge. Dabey bedienen sie sich des Vorwandes: die Stände wären unter einander nicht einstimmig: und gleichwohl unterhalten sie selbst die Uneinigkeit unter ihnen. Sie wenden ferner vor: sie müsten erstlich die Ankunft der Holländer erwarten, als welche mit den übrigen Mächten im Bündnisse stünden: auf der andern Seite aber haben sie ein Verständnis mit dem Prinzen von Oranien, der die Holländer zurücke hält. Ihre Vorschläge sind einnehmend, und haben einen großen Schein. Sie geben aber dem Reiche Gesetze, an statt des Friedens. Sie beruhigen es nicht: sondern erregen Unruhe in demselben. Wenn wir in die vergangenen Zeiten zurücke gehen, und dieselben mit den gegenwärtigen vergleichen: so finden wir, daß sie in der Religion lauter Verwirrung anrichten, und den Religions-Frieden,

und die Religions-Verträge, umstoßen. Sie verhindern die Vollstreckung der Reichs-Abschiede, und die Vollziehung der Churfürsten-Versammlungen. Sie zerreißen die Gesetze, und Freyheiten des Reichs; untergraben die Gewalt desselben; vermindern das Ansehen der Churfürsten; ergreifen alle Mittel, wodurch das Reich unglücklich gemachet werden kann, und alle Gelegenheit zu Aufruhr und Uneinigkeit. Hier werden Belohnungen für die Unterthanen verschwendet, welche wider das Reich gefochten haben. Hier theilet man denen Kronen Geschenke aus, welche das Reich verheeren, und in demselben sengen und brennen. Die Franzosen geben öffentlich vor, weder das Reich, noch Spanien, begehre den Frieden: sondern suche den Krieg fortzusetzen, um Frankreich zu unterdrücken. Die Unterthanen wären daher, durch die natürliche Billigkeit und Befugnis, sich zu vertheidigen, und um ihrer eigenen Freyheit willen, verbunden, sich mit Gewalt zu widersetzen, und daher auch die Last der Auflagen zu ertragen. Der gemeine Pöbel kann nun nicht in das innerste der Sachen eindringen: und lässet sich daher gutwillig mit neuen Auflagen beschweren.

Lucia-

Lucianus.

Sie sind so einfältig, daß sie nicht einsehen, wie der Friede nur bey dem Sieger stehe, und daß ihn nur derjenige geben könne, welcher die fremden Staaten unrechtmäßiger Weise an sich gebracht hat. Das aber ist keine bloße Unwissenheit, da sie sich bereden lassen, diejenigen, welchen man das ihrige geraubet hat, schlügen den Frieden aus, oder suchten, ihn zu verzögern.

Mercurius.

Die witzigen Franzosen, und auch Leute von mittelmäßigem Verstande, sehen dieses wohl ein. Indessen haben sie doch nicht das Herze, die übrigen aus ihrem Irrthume heraus zu reißen. Und also lässet sich ein Theil aus Furcht, und der andere aus Unwissenheit, immerhin betrügen.

Lucianus.

Auch die Parlamente, deren Amt und Pflicht ist, den Frieden, die allgemeine Ruhe, und die Erhaltung ihres Reichs zu befördern, sind nicht dahin bedacht, wie sie die Unterthanen von demjenigen befreyen mögen, was sie in einem Kriege leiden müssen, welcher sich nicht auf eine rechtmäßige Vertheidigung,

sondern auf den Ehrgeiz, und auf die Convenienz eines einzigen, gründet, und wodurch das Volk unterdrücket wird. Denn niemand überziehet Frankreich mit Krieg: dieses aber thut solches gegen die benachbarten Fürsten, deren Staaten es bereits unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hat.

Mercurius.

Dem Parlamente zu Paris hat es weder an Muth, noch an Standhaftigkeit, gefehlet. Vielmehr hat es sich sehr muthig bezeiget, um das Königreich zu erhalten, und daher Verdruß, Beschimpfungen, und Verbannungen, erfahren müssen, weil es sich den königlichen Gerichten so stark widersetzet hat. Zu gleicher Zeit aber ziehet es allemal die besondere Beybehaltung der Gnade des Königs für sich der gemeinen Wohlfarth vor. Dieses Parlament leidet, in sich selbst, alle die Tyranneyen, welche diejenigen Völker erdulden, die Frankreich, durch seine Waffen, unterdrücket hat.

Lucianus.

Diese Züchtigung hat es wohl verdienet, so viel ich einsehe. Denn du klagest mit gutem Grunde, daß man das Volk betrogen, und bey

der Nase herumgeführet hat, welches wünschete, und hoffete, daß man endlich einmal ein Mittel gegen die gegenwärtigen Drangsale ausfündig machen möchte. Was mich am meisten in Verwunderung setzt, ist dieses, daß die übrigen Fürsten gleichwohl, den Franzosen und Schweden zu gefallen, die Friedens-Unterhandlungen so vergeblich fortsetzen, da sie doch wissen, was daselbst vorgehet, und daß sie dabey Ehre, und Güter, verliehren, ohne einige Hoffnung zum Frieden zu gewinnen. Ich ziehe hieraus den Schluß, daß hierbey ein unvermeidliches Schicksal obwalten müsse, welches, bey dem Verderben der Länder, die höchsten Gerichte verwirret, und die menschliche Klugheit verblendet.

Mercurius.

Dieses könntest du mit noch mehrerem Grunde sagen, wenn du dasjenige gehöret hättest, was ich in Polen, in Dännemark, in Holland, in Engelland, in Spanien, und in Italien, gesehen habe.

Lucianus.

Ich werde dir mit der größten Aufmerksamkeit zuhören. Erzähle nur.

Mercurius.

Ich habe nicht ohne große Verwunderung, gesehen, wie der königliche freye Staat, Polen, bey so großer Gefahr, die der ganzen Christenheit gemein ist, noch immer schläfet, und den Eifer der Staats-Männer, ja die vornehmsten Reguln des Staats, verachtet, die ihm rathen, die Macht der übrigen Fürsten in Freyheit zu setzen, und nicht zu zugeben, daß die Macht der Nachbarn noch mehr anwachse. Denn der Friede mit Schweden ist noch nicht so gar feste, und das Andenken der Kriege mit dieser Krone, wegen der Oberherrschaft über Litthauen, schwebet noch jedermann in frischem Andenken. Die Felder in Litthauen liegen noch voller Leichname von erschlagenen Polen. Und gleichwohl siehet Polen gelassen zu, wie diese Krone immer weiter um sich greifet, und lässet sich von derselben durch Pommern, Sachsen, und Schlesien, gleichsam belagert halten, ja auch durch Siebenbürgen, wo Ragoczki, ein Bundsgenosse der Schweden, die Waffen, in den angrenzenden Landen, ergriffen hat. Dieser ist ein Unterthan des Türkischen Kaysers; und es ist bekannt, daß derselbe der größte Feind ist, den Polen hat. Dieser Staat bedenket nicht,

nicht, daß die Schweden die Waffen wider Dännemark ergriffen haben, weil diese Krone mit Polen in gutem Vernehmen stunde, und daß die Absicht der Schweden sey, erstlich das eine, und sodann auch das andere Reich, unter den Fuß zu bringen. Polen bedenket nicht, daß Schweden nach der Oberherrschaft über ganz Norden strebe, und daß, wenn dasselbe die unumschränkte Herrschaft über das Baltische Meer ausübete, der Handel aus der ganzen Welt in seine Länder gezogen werden würde; wodurch sich denn die Schweden nicht nur erhalten, sondern auch ihre Früchte und Waaren um so viel beqvemer vertreiben könnten. Wo findet man einen so sorglosen Landmann, der da siehet, wie sich, auf einem nahen Berge, ein Ungewitter aufthürmet, und doch der Gefahr, die seinem Hause drohet, nicht zuvor zu kommen suchen sollte? Wer siehet wohl demjenigen so gelassen zu, welcher einen benachbarten Fürsten überwunden und besieget hat, daß er sich nicht vor demselben fürchten, und dem Unterdrückten beyspringen sollte? Der Krieg Schwedens mit Polen fienge sich in Teutschland an, wurde in Dännemark fortgesetzet, und wird sich in Polen en-

digen. Jetzo hat dieser Staat, bey der Gefahr, die ihm drohet, den Kayser, und den König von Dännemark, zu Gefährten. Nun hätte er ja, bloß durch einige Hülfsvölker, sich, in einem fremden Lande, dem gemeinen Feinde entgegen setzen können, ehe der Kayser, und Dännemark, überwunden worden, und Polen allein in den Krieg verwickelt, und der Sitz desselben, und das Schlachtfeld, worden wäre.

Lucianus.

Die Krone Schweden zeiget nicht weniger Nachläßigkeit. Sie ist eben so wenig auf ihren eigenen Nutzen bedacht. Sie hat nunmehr alle Reichthümer, und alle Beute, aus Teutschland, an sich gezogen, und darinnen nichts mehr, für sich übrig, als die Gefahr, der es sich, in einer Schlacht, aussetzen muß; Und gleichwohl setzet es den Krieg fort. Ja es verwickelt sich noch in einen neuen Krieg mit Dånnemark, auf Anrathen der Franzosen, welche es, aus Eifersucht über seine Macht, auf eine überaus listige Art, beredet haben, einen Einfall in Elsaß zu thun, damit es also seine Macht theile, und Frankreich in den Stand setze, in dem Reiche immer weiter um sich zu greifen. Die stolze Krone bildet

det sich ein, sie wolle ganz Teutschland sich unterwürfig machen. Sie bedenket aber nicht, daß sie ihre Siege keinesweges ihrer Macht, sondern den Mißvergnügten in dem Reiche, zuzuschreiben habe. Denn die Fürsten und Stände des Reichs, welche auf ihrer Seite sind, waren der gänzlichen Meynung, die Schwedischen Fahnen rücketen nur deswegen in das Reich ein, und stünden nur um deßwillen darinne, damit sie die Stände in Freyheit setzen, und ihren Beschwerden abhelfen möchten; keinesweges aber, um dieselben zu bekriegen, und unter das Joch zu bringen. Die Schweden sollten, mit reifer Ueberlegung, und ohne solchen Stolz, erwägen, daß die Stände, wenn sie einmal inne würden, wie es denn bereits einige inne geworden sind, daß ihre Absicht nur ist, in dem Reiche zu tyrannisiren, sich plötzlich mit dem Kayser vereinigen, und sie aus Teutschland hinausjagen könnten. Und hierzu würden die Franzosen selbst das ihrige mit beytragen. Denn ihr Bündniß mit Schweden hat nicht zur Absicht, Schweden groß zu machen, sondern zu verhindern, damit es nicht groß werden möge. Daher nehmen sie Theil an ihren Siegen, und bedienen sich der Zer-

theilung ihrer Macht, um ihre eigenen Absichten in Teutschland und Flandern, zu erleichtern. Und wenn sie diese werden erreichet haben: so werden sie Freunde der Teutschen seyn: gegen die Schweden aber sich als Feinde bezeigen. Denn es ist ihnen mehr an der Freundschaft mit jenen gelegen, als an dem guten Vernehmen mit diesen. Ihre Treue ist einem Wetterhahne gleich, welcher sich nach dem Winde ihres Glückes richtet; Solchergestalt kann sich das Glück der Schweden bald ändern, entweder, wenn das Reich mit sich selbst einig wird, oder wenn sie eine Niederlage erdulden, oder wenn sich die leichtsinnigen und untreuen Franzosen von ihnen trennen.

Die Schwedischen Reichsräthe sehen dieses nunmehr wohl ein. Sie sind hinter das geheime Verständnis gekommen, das die Franzosen mit einigen Reichs-Fürsten hegen, und erkennen daher wohl, daß für sie nichts besser sey, als wenn sie die gegenwärtige Gelegenheit ergreifen, sich mit dem Reiche vergleichen, und, als Sieger, wiederum nach ihrem geliebten Vaterlande zurücke kehren, ehe sich entweder der Zustand des Reiches verbessert, oder die Franzosen sie verlassen.

Mercu-

Mercurius.

Sie würden dieses noch besser einsehen, wenn sie eine Französische Schrift gelesen hätten, die in Holland gedruckt ist. Man will darinne die vereinigten Niederlande bereden, daß sie von dem Kriege mit Dännemark abstehen, und dafür, zu ihrem Besten, die Seetruppen zur Eroberung von Dünkerchen, anwenden sollen. Hiernächst giebt man ihnen, ob wohl mit etwas zweydeutigen Worten, zu verstehen, die Macht Schwedens sey ihnen gar nicht vortheilhaft. Dännemark führet sich nunmehr eben so unbedachtsam, und eben so thöricht auf, als Polen bisher gethan hat. Es muß aber auch nunmehr dafür büßen, daß es die Macht Schwedens so sehr anwachsen lassen, und dem Kayser nicht beygestanden hat. Es hat sich allzusehr auf die Bündnisse mit dieser Krone, und auf die Hofnung eines Vortheils von guter Nachbarschaft mit derselben, verlassen; da es doch bedenken sollte, daß der Eigennutz zwar Bündnisse schlüße, aber auch wiederum zerreiße; daß ein naher Nachbar einem Fürsten allezeit am gefährlichsten sey; daß diejenigen, welche nach einer allgemeinen und unumschränkten Oberherrschaft streben,

niemanden neben sich leiden können, der ihnen Widerstand thun kann; und daß der Ehrgeiz niemals nachgiebt, oder Höflichkeit brauchet. Der König in Dännemark könnte ja bedenken, daß, da er den Schweden das unerträgliche Joch, wegen des Sundes, auf den Hals geleget hat, nimmermehr eine sichere Freundschaft zwischen beyden Kronen bestehen könne; und daß Schweden, wenn es siehet, daß es mächtig genug ist, sich mit Gewalt, die Freyheit der Handlung zu verschaffen suchen werde, als worauf seine Erhaltung, und seine Größe, beruhet. Keine Thorheit aber kan größer seyn, als diese, daß der König in Dännemark die Einrichtung des Friedens den Franzosen, und Holländern, überlassen hat. Denn jene stehen mit Schweden im Bündnisse: diesen aber ist selbst an der freyen Fahrt auf dem Sunde viel gelegen. Und gleichwohl hat das betrübte Beyspiel der Unterdrückung Dännemarks weder die Polen, noch die Staaten von Holland, abhalten können, den Schweden, mit so vieler Macht, beyzustehen. Fiele Dännemark den Schweden anheim, oder würde aus beyden Reichen ein einiger Staat gemachet, wie endlich ohnfehlbar geschehen

wird,

wird: so bliebe der Sund in Schwedischer Gewalt, und sodann müßte die Macht der Holländer, in wenig Jahren, zu Grunde gehen. Denn, ohne den Handel auf dem Baltischen Meere, können sie weder Flotten ausrüsten, noch sich erhalten.

Lucianus.

Dieses ist nicht der erste Fehler der Holländer. Sie haben andere mehr begangen, und begehen sie noch. Allein wenn einmal ein Staat sich erheben, und groß werden soll, so müssen ihm seine Fehler so wohl, als seine klügsten Anschläge, dazu beförderlich seyn. Und, im Gegentheile, wenn er einmal zu fallen anfänget: so helfen auch seine besten Anschläge dazu, und bringen also eine ganz widrige Wirkung hervor.

Mercurius.

So verhält sich es auch in der That. Doch saget ein Französischer Schriftsteller, der Holländische Staat sey, in siebenzig Jahren, mehr gewachsen, als die Römer in vierhundert Jahren; ein Staat aber, der sich allzugeschwinde erhoben habe, neige sich auch um so viel eher zu seinem Untergange. Und in der That scheinet es auch, als ob dieser

Staat seinem Untergange nahe komme, und als ob die Holländer selbst ihr Verderben beförderten. Denn sie halten ja den Franzosen, zu Wasser, und zu Lande, den Rücken, daß sie die Niederlande erobern können; als ob ihnen die Nachbarschaft der Spanier nicht zuträglicher sey, als die Nachbarschaft der Franzosen. Jene sind nunmehr der Herrschsucht müde, und suchen mehr, dasjenige, was sie besitzen, zu erhalten, als ihre alten Gerechtsame wiederum hervorzusuchen. Diese leztern aber sind so begierig, ihre Grenzen zu erweitern, daß sie sich weder Religion, noch Gerechtigkeit, noch Freundschaft, noch öffentliche Treue und Redlichkeit, von Ausführung ihrer weitaussehenden Absichten werden abhalten lassen. Sie gehen darauf um, wie sie sich so wohl freye, als dienstbare, Länder unterwürfig, und sich selbst endlich, wenn sie sich der Herrschaft über das Meer bemächtiget haben, zu Herren über die ganze Welt machen mögen. Denn sie haben gesehen, daß sich Holland, auf dem Meere, so mächtig gemacht hat, daß es den Krieg mit Spanien aushalten, und sich in Ost- und West-Indien feste setzen konnte. Daher glauben sie gewiß, daß sie, weder in

Engel-

Engelland, noch in Spanien, noch in Italien, noch in Teutschland, ihre Herrschaft werden ausbreiten können, wenn sie nicht zuvor die Spanischen Niederlande unter den Fuß bringen, und sodann die vereinigten Provinzen, mit aller ihrer Macht, angreifen. Die Holländer sind, bey ihrem Hasse gegen die Spanier, entweder Thoren, oder blinde Leute, daß sie ihre eigene Gefahr nicht sehen, und Gut und Blut daran setzen, um die Spanischen Waffen, mit Gewalt, von sich abzutreiben, nur damit die Franzosen noch mächtiger, und ihre Nachbarn werden mögen.

Lucianus.

Indessen gewinnen doch die Holländer hierbey. Denn indem die Franzosen Gravelingen eroberten, bemächtigten sie sich Saß a Gent.

Mercurius.

Dieser Gewinst bedeutet nicht viel. Sie haben mehr Schaden, als Vortheil, davon. Denn die Canäle, und die Festungen, die sie erbauet haben, verhindern sie ganz und gar, weiter zu gehen. Hätte aber schon Holland auch Hulst, und Gent, bekommen: so würde es doch, wie kluge und verständige Hollän-

der selbst einsehen, besser gewesen seyn, wenn sie diese Plätze nicht gehabt, und nur Frankreich Gravelingen nicht eingenommen hätte. Denn wenn der Pflug, und das Grabescheid arbeiten, damit der Herzog von Orleans, und der Prinz von Oranien, zusammen stoßen: so wird der Holländischen Macht ein Grab zubereitet.

Lucianus.

Holland denket, wenn dieses geschehe, so werde es seine Freyheit vollkommen genüßen können. Dieses ist eine Thorheit, von welcher es so leichte nicht genesen möchte.

Mercurius.

Man hat es, in der Schrift eines Franzosen, die den Titul führet: die Nothwendigkeit, Dünkirchen zu erobern, überführen wollen, daß ihre Glückseligkeit und Wohlfarth auf dem guten Vertrauen gegen Frankreich beruhe. Dieses werde keinen Krieg anfangen. Man könne die Streitigkeiten wegen der Grenze schon also einrichten, daß dadurch keine Gelegenheit zum Kriege gegeben werde.

Lucianus.

Ich habe ebenfalls eine Schrift, von dem Ende des Krieges in den Niederlanden, gesehen. Darinne spricht ein anderer Franzose, wo es nicht eben derselbe ist, daß Frankreich, ob es wohl die Absichten Hollands nicht wenig befördert habe, doch nicht gerne sehen werde, wenn es allzu groß würde; und daß es nicht gerne solche zu Wasser und Lande so mächtige Staaten zu Nachbarn haben möchte. Denn sie könnten nach diesem leichte, um eines Fußes breit Lands willen an der Grenze, einen Krieg mit ihm anfangen. Man könne ohnedem die Grenzscheidungen nicht genau genug einrichten; und Frankreich habe es schon erfahren, als die Herzoge von Burgund Herren von den Niederlanden gewesen wären.

Mercurius.

Ich habe beyde Schriften, und auch den Vorschlag des einen gelesen. Nach meiner Meynung sind sie voller Stolz, und Ehrgeiz, einer so ruhmbegierigen Nation gar nicht anständig, und wider die Klugheit, und das gute Vernehmen, das Fürsten unter einander beobachten sollen, damit sie nicht fremde Untertha-

terthanen aufwiegeln, und dadurch ihren eigenen Unterthanen ein böses Exempel geben. Aus diesen Schriften siehet man, daß die Wünsche wegen des Friedens, und der allgemeinen Ruhe, welche sie ausstreuen, nur aus einer Verstellung herrühren. Denn in den gedachten Schriften rühmen sie sich, mit dem größten Stolze, der Siege, und der Siegeszeichen, die sie erlanget haben, versprechen sich auch noch mehrere und größere, und prahlen mit dem göttlichen Beystande. Sie sollten aber bedenken, daß die göttliche Vorsicht nicht allezeit den Sieg gebe, um den Ueberwinder zu krönen, sondern auch, um den Ueberwundenen zu züchtigen; und daß, seit dem sie den Krieg angefangen haben, kaum ein Jahr vorbey gegangen ist, da sie nicht einen merklichen Verlust erlitten hätten. Wegen der gemachten Eroberungen dürfen sie sich am allerwenigsten rühmen. Denn was sie von dem Herzoge von Weymar geerbet haben: haben ihnen entweder die Schweden verkaufet, oder sie haben es durch die Waffen, den Beystand, und die Einfälle dererjenigen, die mit den rebellischen Spaniern im Bündnisse stunden, erlanget; nichts aber durch sich selbsten. Und, so lange dieser Krieg währet, ist

das Vertrauen auf künftiges Glücke thöricht. Denn dieses hanget von gar verschiedenen Zufällen ab. Die Verachtung des Friedens aber ist eben so unbesonnen. Dieses hätten die Verfasser dieser Schriften aus einem Briefe des Königs in Italien, Theoderich, an den König in Frankreich, Clodoveus, lernen können, wie auch aus dem, was Cäsar in den Ursachen spricht, welche er angiebt, um die Kronen, bey den Kriegen seiner Zeit, zu dem Frieden zu bewegen. Selbst die Beyspiele von dem, was sie bereits verlohren haben, könnten ihnen Kummer genug machen. Denn dieses ist nicht von ungefehr geschehen: sondern es ist der Tapferkeit und Standhaftigkeit dererjenigen Völker zuzuschreiben, welche sie jetzo verachten. Dasjenige, was sie von den Beschäftigungen des Reichs, und anderer Völker vorgeben, oder von dem Schutze, vorwenden, ist eben dasjenige, was sie am meisten verdammet. Ueberhaupt aber ist in diesen Schriften nicht eine Zeile zu finden, woraus nicht die Unterthanen selbst ihre Anschläge lernen und einsehen könnten. Daraus können sie auch leichte urtheilen, ob die Franzosen, wenn sie einmal Herren von Flandern sind, zugeben werden, daß die

Holländer Schluyß, Saß a Gent, und die übrigen Festungen und Plätze, behalten, welche sie in diesem Lande besitzen. Denn sie haben sich einmal erkläret, daß sie ein Recht hiezu haben, und daß diese Plätze nicht können von der Krone getrennet werden.

Lucianus.

Es ist nicht möglich, daß sie dieses, was du bisher gesagt hast, nicht einsehen lernen sollten. Denn Löven ist von keiner so großen Wichtigkeit, als Dünkirchen. Und gleichwohl waren sie, vor wenig Jahren, so eifersüchtig über Frankreich, als es diesen Platz einnehmen wollte, daß sie gedachter Krone nicht beystehen wollten, sondern müßige Zuschauer abgaben. Sie ließen den Franzosen auch keine Lebensmittel zukommen, und verursachten dadurch, daß zwanzig tausend von ihnen umkamen. Und dieses riethen der Prinz von Oranien, und die noch lebende Rathgeber, selbst an.

Mercurius.

Ja. Damals aber war der Prinz noch nicht gewonnen, und die Räthe waren noch

nicht so auf seine Seite gebracht, als jetzo. Es ist daher allerdings zu befürchten, die Franzosen werden, bey dieser Diversion von Holland, Dünkirchen in ihre Gewalt bekommen. Ist dieses geschehen, so können sie sich leichte zu Herren über die Niederlande machen, und nachgehends die vereinigten Provinzen, weil dadurch ihre Monarchie befestiget wird, mit Kriege überziehen. Es erzählet Serres, der Geschichtschreiber, daß der König in Frankreich, Clodoveus, um einer gleichen Ursache willen, dem Könige der Gothen, Amalarich, das Leben, und zugleich das Gothische Gallien, genommen habe. Eben dieser Clodoveus, und seine Nachfolger, bemächtigten sich, unter Vorwendungen, die noch nicht so scheinbar waren, der benachbarten Reiche und Staaten, wodurch Frankreich zu seiner gegenwärtigen Größe gelanget ist. Und wenn ihm auch alle übrigen Vorwendungen fehlen sollten: so wird es doch allezeit wenigstens ein eingebildetes Recht vorzuschützen wissen. Denn da sie einen Vorwand haben finden können, einen Anspruch auf die Herrschaft über die ganze Welt zu machen: so werden sie um so viel leichter im Stande seyn, etwas ausfündig zu machen,

wodurch sie die Anforderung auf diese Provinzen beschönigen können.

Lucianus.

In diesem Falle denken die Holländer, wenn es auf den Ausschlag der Waffen ankomme; so würden die Franzosen den kürzern ziehen müssen: sie selbst aber würden sich gegen Frankreich eben so gut vertheidigen können, als gegen Spanien, das weit mächtiger ist.

Mercurius.

Auch dieses ist eine Thorheit. Denn in dem Kriege mit Spanien stehet ihnen Frankreich bey. Wenn sie aber mit Frankreich Krieg führen: so wird ihnen Spanien nimmermehr Hülfe leisten. Dieses hat mit ihnen nur einen Vertheidigungs-Krieg geführet. Denn es wurde ihm überaus schwer, Völker überzuführen; es litte einen unermäßlichen Schaden an den Geldwechseln; und hiernächst gieng es überaus langsam zu, wenn Verordnungen gegeben werden sollten. Es verstriche viel Zeit, ehe man Berichte nach Madrid abfertigte, und ehe die Entschlüßungen des Hofes zurücke gebracht werden konnten. Dieses alles aber ist in Frankreich

ganz anders. Dieses lieget nahe; es kann den Krieg mit mehr Volke, und mit wenigern Kosten, führen; und **Holland** wird wenig Fürsten finden, die ihm beystehen werden. Denn die Macht **Frankreichs** hat noch nicht so viel Feinde, als die Macht **Spaniens**. Der **Französische** Schriftsteller ist der Meynung, die **Holländer** könnten dadurch gesichert seyn, weil sie viele gebohrne **Franzosen** in ihren Landen hätten, welche einerley Freyheiten mit ihnen genössen. Allein dieses bringet ihnen eben die größte Gefahr. Denn diese Leute werden den **Franzosen** alles verkundschaften, und ihre Parthey vermehren helfen. Der größte Vortheil, den die **Franzosen** über die vereinigten Niederlande haben, bestehet in denen Soldaten, welche darinne unterhalten worden sind; so die Macht, die Schwäche, und die Staats-Absichten des Landes inne haben, und die Gemüther, die Sitten, den Haß, und die Feindschaft, der Einwohner kennen.

Lucianus.

Und dennoch kann man in einem Staate, wo alle Einwohner zu dessen Erhaltung wachen, und wo sich so witzige Köpfe finden,

die noch dazu ihre Freyheit auf das eifrigste zu behaupten suchen, und dabey sehr mißtrauisch sind, diese Gefahr nicht voraus sehen, und ihr bey Zeiten die nöthigen Gegenmittel entgegen stellen.

Mercurius.

Ich glaube wohl, daß ihnen dieselben nicht unbekannt seyn werden. Allein die Verschiedenheit dieser Staaten, in Ansehung der Religion, der Sitten, und der Absichten, verursachet, daß sie auch in Berathschlagungen nicht einig sind. Und obgleich die Oberstatthalterschaft, die Regierung, und das Ansehen, aller dieser Provinzen, in dem Prinzen von **Oranien** vereiniget ist; ob derselbe auch gleich, durch die Minister, welche er, in **Holland**, als der vornehmsten unter diesen Provinzen, auf seine Seite gebracht hat, die übrigen, nach seinen Absichten und Anschlägen zu lenken weiß: so wissen sich doch die **Franzosen** auch dieses zu Nutze zu machen. Sie haben für niemanden einige Achtung, als für den Prinzen, bey dem die höchste Gewalt im Kriege stehet. Daher suchen sie ihn, durch das Band der Anverwandtschaft,

auf ihre Seite zu ziehen, und vermählen seinen Sohn mit der Prinzessin von Engelland. Hiernächst suchen sie ihn sich dadurch verbindlich zu machen, daß sie ihm Geschenke bringen, und versprechen, ihn zu einem unumschränkten Herrn über die Provinz Geldern zu machen. Daher rühret es auch, daß er ihnen durch seine Waffen beygestanden hat, Gravelingen und Dünkirchen, zu erobern, und die Spanischen Waffen abzutreiben. Indessen bliebe er, bey Gant und Brügge, stehen, ohne etwas vorzunehmen. Er entschuldigte sich dabey, es wäre ihm unmöglich, über die dasigen Canäle und Moräste zu setzen.

Lucianus.

Ja. Allein der Prinz ist schon so schlau, daß er einsiehet, wie er, wenn die Macht der Staaten anwächset, und Frankreich die Waage hält, seine Absichten unmöglich erreichen könne. Denn diese können nur alsdenn ausgeführet werden, wenn Frankreich in die Höhe kommet; wenn die Spanier ausgetrieben sind: die vereinigten Staaten aber unterdrücket werden. Solche

Künste aber siehet der gemeine Mann nicht ein. Dieser beurtheilet die Sachen nur nach dem äuserlichen Ansehen. Und ich glaube, daß er das Glücke **Frankreichs** wider **Spanien** als den größten Versicherungs-Grund seiner Freyheit ansiehet; ob er wohl, in der That, bereits die Ketten seiner künftigen Knechtschaft träget. Allein die klugen reden ganz anders, und urtheilen also: Je größer, und furchtbarer, sich der Prinz, durch die Waffen, machet: je schwerer ist es, die Ober-Befehlshaberschaft im Kriege, ohne augenscheinliche Gefahr, einem andern anzuvertrauen. Denn dazu ist nöthig, daß man die Soldaten völlig auf seiner Seite habe. Die Anführer derselben aber sind Creaturen des Prinzen, und haben die festen Plätze inne. Alles gehet nach dem Willen des Prinzen. Die **vereinigten Provinzen** sind nichts als ein bloßes Schatten-Werk von einem freyen Staate. Ihre Freyheit ist in der That eine Knechtschaft. Das einzige Mittel wäre noch, wenn sie mit **Spanien** Friede macheten, damit nicht die Ober-Befehlshaberschaft im Kriege auf die Kinder und Nachkommen des Prinzen fortgeerbet würde. Uebrigens ist keine Zeit für ihn beqvemer,

als die gegenwärtige, seinen Vortheil zu machen, und sein Glück, durch das Verderben Spaniens, zu befestigen. So urtheilen sie. Allein niemand will sich frey heraüslassen. Denn die Creaturen des Prinzen werden durch den Dank, den sie ihm schuldig sind, und durch ihren Eigennutz, welcher weit stärker ist, als die Liebe zum Vaterlande, zurücke gehalten; Die Ehrgeizigen durch die Ehren- und Gunst-Bezeugungen des Prinzen; diejenigen, welche Anforderungen zu machen haben, durch die Hofnung; und alle und jede durch die Furcht vor der Macht des Prinzen. Solchergestalt bleiben wenige übrig, die sich ihm widersetzen, oder seinen Absichten widersprechen könnten.

Lucianus.

Die vergangenen Beyspiele zeigen uns, daß es, in einem edelmüthigen freyen Staate, niemals an großen Geistern gefehlet hat, welche sich der größten Gefahr ausgesetzet haben, um die Freyheit, und ihr Land zu erhalten, und zu vertheidigen.

Mercurius.

Holland ist dermaßen hievon entblösset, und die Franzosen haben eine so gute Kennt-

nis von seiner Schwäche, daß sie ihm, in einer Schrift, von der Nothwendigkeit, daß Frankreich Dünkirchen erobere, so gar gedrohet haben, weil es sich dem Prinzen widersetzet, als er ihnen beystehen wollte. Durch diesen haben sie gleichsam die Geisel in der Hand, wodurch sie die Holländer züchtigen, und, mit Gewalt, nöthigen können, ihre Absichten auszuführen.

Lucianus.

Bey dem allen kann ich mir nicht einbilden, wie die Franzosen, durch ihre so niederträchtigen Drohungen, welche kein Sclave erdulden würde, einen Eindruck in den Gemüthern der Holländer haben machen können. Denn man kann doch nicht in Abrede seyn, daß dieses Volk von Natur stolz und hochmüthig sey; wovon sie schon viele Proben abgeleget haben.

Mercurius.

Bis hieher sehen wir, daß sie diese Drohungen erdulden. Hieraus kann man eine sichere Vermuthung nehmen, daß, wie die Freyheit Hollands, durch das Haus Nassau, ihren Anfang genommen hat: so werde

sie auch durch eben dasselbe, ihre Endschaft erreichen, und in Knechtschaft verwandelt werden. Die **Franzosen** haben den **vereinigten Provinzen** die Hand geboten, um ihnen aufzuhelfen: inskünftige werden sie ihnen ein Bein unterschlagen, damit sie straucheln, und endlich gar darnieder fallen. Die Gröſze der **Spanischen** Monarchie hat ihnen den stärksten Versicherungs-Grund von ihrer Erhaltung gegeben, und ihnen den Beystand aller Europäischen Fürsten, die über die **Spanische** Macht eifersüchtig waren, zuwege gebracht: Der Fall dieser Monarchie wird diese Fürsten abwendig, und aus Freunden, Feinde machen. Und alsdenn, wenn kein Mittel zur Rettung mehr vorhanden seyn wird, werden die **Holländer** einsehen lernen, daſz sie ein falsches Götzen-Bild angebetet haben; daſz sie die Tyranney für Freyheit gehalten, und darunter mehr gelitten haben, als da sie noch unter ihrem Erb-Herren stunden; daſz **Holland** der Platz gewesen ist, worauf die **Franzosen**, zu ihrem künftigen Schaden, die Kriegs-Zucht ausgeübet haben; und daſz dieselben an **Holland**, welches dabey genug Stöſze davon getragen hat, als an einem Ziele, die

Kunst zu streiten, und zu erobern, erlernet haben.

Lucianus.

Diese Weißagungen, daß eben diejenigen Vorbedeutungen, wodurch Holland seine Erhebung angedeutet worden ist, auch die Ursache von seinem Untergange seyn sollen, sind den vornehmsten Grund-Såtzen der Staats-Månner entgegen gesetzet; als welche behaupten, daß ein Staat durch eben diese Künste und Mittel erhalten werde, durch welche er entstanden, oder erobert worden ist.

Mercurius.

Dieses sind eben die unerforschlichen Geheimnisse, welche von dem Schicksale abhangen. Dieses pfleget zuweilen, durch einerley Ursache, verschiedene und ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorzubringen.

Lucianus.

Ob ich wohl glaube, daß der Prinz von Oranien sich groß zu machen suche: so hege ich doch nicht so boshafte Gedanken, als ob er dieses durch Untreue zu bewerkstelligen suchen werde. Denn es ist nicht wahrscheinlich,

lich, daß er den erlangten Ruhm mit Fleiß verliehren wolle, daß sein Haus ein Werkzeug der **Holländischen** Monarchie gewesen sey, wo man ihn jetzo, als den rechtmäßigen Herrn, ansiehet, und ihn also verehret. Der Eifer des Prinzen, seine Liebe gegen die Staaten, seine Bescheidenheit, seine Vertraulichkeit, und seine Herablassung zu jedermann, alles dieses benimmet uns den Argwohn vollkommen, den man von ihm hegen könnte. Außerdem besitzet er schon so viel Klugheit, daß er die Gefahr wohl erwägen wird, der er sich aussetzete, wenn er sich auf die nicht allzusichere Treue **Frankreichs** verlassen wollte. Dieses würde dasjenige gewiß nicht erfüllen, was es ihm jetzo anbietet. Wenn es ihn genug gebrauchet hat, um die **vereinigten Provintzen** uuter das Joch zu bringen, und er alsdenn das Ansehen wird beybehalten wollen, das er unter ihnen gehabt hat: so wird es sein äußerstes Verderben zu befördern suchen.

Mercurius.

O **Lucian**, du bist nur gegen die Götter spöttisch: mit den Menschen aber gehest du recht aufrichtig um, damit du dieselben von den Irrthümern befreyen mögest, welche mit

ihnen gebohren werden. Es wäre denn, daß du dich hierinne verstelletest, oder mich dahin bringen wolltest, dir mein ganzes Herz zu entdecken. Denn ich halte dich nicht für so einfältig, oder unwissend, daß dir unbekannt seyn sollte, wie der Prinz Willhelm von Nassau, bey dem Ruhme, daß er die vereinigten Provinzen in Freyheit gesetzet hat, auch die Schande habe, daß er die Treue gebrochen hat, die einem Unterthan zukommet. Und hierbey kann seine Absicht nicht gewesen seyn, daß er, und seine Nachkommen den Staaten beständig dienen, und unterwürfig seyn sollen. Sondern deswegen hat er sie von dem Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Herrn loßgemacht, damit er sich zum Herrn über dieselben aufwerfen könne, wenn sich ihm, oder einem andern aus seinem Hause, eine Gelegenheit hiezu anbieten sollte. Und gewiß, es könnte sich keine beqvemere Gelegenheit finden, als die gegenwärtige. Ich weiß die Gefahr wohl, der sich der Prinz aussetzet, wenn er sich den Franzosen anvertrauet. Allein die Herschsucht ist allezeit vermögend gewesen, die Augen zu verblenden. Wenn die Tyrannen alles dieses genau erwogen hätten: so würde sich keiner erkühnet

haben,

haben, nach dem Scepter zu greifen. Einige haben dabey ihr Verderben gefunden: andere hingegen haben den Scepter behauptet, und sind, mit der Zeit, für rechtmäßige Besitzer desselben gehalten worden. Das Glück ist so veränderlich, und die Reiche sind solchen Zufällen unterworfen, daß derjenige, welcher heute nur Feldherr der Staaten ist, morgen ihr König seyn kann. Es mag seyn, daß der Eifer des Prinzen für die Holländer, und die Liebe gegen sie, sehr groß sey. Die natürliche Begierde wird doch noch größer seyn, sie unumschränkt zu beherrschen, oder wenigstens, zur Belohnung seiner großen Dienste, die einer weit größern Vergeltung würdig wären, zu dem Besitze einer von ihren Provinzen zu gelangen. Denn es ist nicht möglich, daß seine Söhne, und Nachkommen, beständig die Oberbefehlshaberschaft im Kriege erben sollten. Dieses würde für ein so hohes Haus unanständig scheinen. Und ohne dieselbe würden sie gleichwohl, wegen ihrer hohen Abkunft, von den Staaten nicht geliebet, sondern vielmehr verabscheuet, werden. Was seine Bescheidenheit anlanget, so ist mir dieselbe wohl bekannt. Seine Treue aber ist an sich selbst verdächtig. Denn er weiß

wohl,

wohl, daß die vornehmste Kunst dererjenigen, welche sich, in einem Staate, groß machen wollen, darinne bestehe, daß sie sich stellen, als ob sie das gemeine Beste suchten, und daß sie sich bemühen, durch Freundlichkeit, und Bescheidenheit, den Beyfall des Pöbels zu gewinnen. So große Geister, wie der Prinz ist, können nicht lange im Verborgenen bleiben, ohne allerhand Künste zu brauchen, und große Absichten zu hegen. Das Haus Nassau hat sich bereits in **Holland**, durch die Anverwandschaft mit den Königen in **Frankreich**, und **Engelland**, in die Höhe geschwungen. Es ist nicht möglich, daß es sich mit einem Privat-Stande begnügen sollte. Vielmehr muß es entweder herrschen, oder untergehen. Denn viele, die noch lange nicht so viel Ehrgeiz besessen haben, und denen nichts, als die Tapferkeit, Gelegenheit zu herrschen gegeben hat, sind, in freyen Staaten, umgekommen. Glaube ja nicht, daß die klugen und witzigen Franzosen dieses Werkzeug erwählet haben würden, wenn sie nicht gnugsame Gründe gehabt hätten, daß sie dadurch, auf eine beqveme Art, ihre Monarchie erweitern könnten.

Lucianus.

Ich glaube es gar wohl. Allein sie sollten doch auch bedenken, daß, wie sich Spanien, durch die Niederlande, geschadet hat, auch Frankreich sein Verderben finden könne, wenn es sich derselben bemächtigte. Denn zuweilen wirket dasjenige den Untergang eines Reiches, welches zu Vermehrung seiner Größe zu gereichen schiene. Und große Reiche laufen nicht weniger Gefahr durch die Last ihrer Größe, als durch die Schwäche ihres Grundes. Die Regenten, und vornämlich ihre Vertrauten, sehen die Reiche nicht, als ewig an, sondern begnügen sich, wenn sie nur zu ihrer Zeit im Flor zu stehen scheinen. Ausserdem glauben die Franzosen jetzo, daß die Treue, durch welche sie groß worden sind, sie auch, trotz ihrer Verwegenheit, erhalten könne.

Mercurius.

Doch ist das Glas, welches am meisten glänzet, oftmals am allerzerbrechlichsten.

Lucianus.

Indessen bedienen sie sich der Gelegenheit, welche ihnen die Zeit darbietet.

Mercu-

Mercurius.

Dieses haben sie genugsam in den Eroberungen gezeiget, welche sie zur See gemachet haben. Denn wäre Engelland damals nicht in einheimische Kriege verwickelt gewesen: so würde es sich ihnen gewiß widersetzet haben. Denn alle Eroberungen der Franzosen gereichen der Handlung, und der Sicherheit dieses Reiches zum Nachtheile.

Lucianus.

Dieses gestehen die Franzosen selbst in einer von ihren Schriften. Sie schreiben die Trennungen, und die einheimischen Kriege, in diesem Königreiche der göttlichen Vorsicht zu. Diese soll dieselben erreget haben, damit sich nicht Engelland, aus Eifersucht, der Eroberung von Dünkirchen widersetzen möchte.

Mercurius.

So thun demnach die größten Feinde der Engelländer selbst dieses Geständniß von der Noth, die sie betroffen hat. Allein die Unruhen selbst = = =

Lucianus.

Dergleichen Unternehmungen sind mehr einer Wuth, und Boßheit, als einer Staats-Klugheit, zuzuschreiben. Denn wenn die Regierungs-Art in einem Reiche verändert wird: so ist dasselbe in nicht geringerer Gefahr, als ein Schiff, auf welchem eine Veränderung mit den Seegeln geschiehet. Nicht die Wahl der Menschen; sondern die Lage der Länder, und die verschiedenen Gemüths-Arten der Völker, sind Ursache gewesen, daß in jedem Lande, eine von den drey bekannten Regierungs-Formen eingeführet worden ist. Kriegerische, stolze, und hochmüthige Gemüther haben die Monarchie erwählet. Die friedfertigen und klugen haben sich unter die Herrschaft weniger, und zwar der besten, begeben, welches die Aristocratie ist. Die gemäßigten und niedrigen hingegen sind der Herrschaft vieler zugethan gewesen, welches man die Democratie nennet. Wer nachgehends eine Veränderung mit diesen Regierungs-Arten hat vornehmen wollen; hat sie entweder umgekehret, und seiner Absicht verfehlet, indem er den Unterthanen anderweit zu schaffen gemacht hat: oder, wenn er auch

seinen Zweck erreichet hat: so hat solches nicht lange Bestand gehabt.

Mercurius.

Engelland hat niemals das Joch von vielen ertragen können. Anfangs wurde es unter neun Fürsten getheilet. Hernach wurde es von dreyen beherrschet, und endlich von einem einzigen. Jetzo gehet es nicht an, daß es, nach Art eines freyen Staates, von dem Parlamente regieret werden könnte. Denn das ernsthafte und stolze Wesen der Engelländer; die verwegene und zornige Gemüths-Art der Schottländer, die, seit zwanzig Jahren, den Scepter, mit vieler Standhaftigkeit, bey einem Hause erhalten haben; und die Neigung der Irrländer zur Halsstarrigkeit, und Freyheit, könnten niemals beysammen stehen, wenn nur wenige die Regierung führen sollten. Sie würden auch niemals einwilligen, daß die Majestät des Staates in dieser, und nicht in jener, Provinz ihren Sitz habe. Und so glaube ich, daß diese Insul, wenn der König die Krone durch Gewalt verliehren sollte, mehr durch innerliche Leidenschaften und Zwistigkeiten, als durch die Meeres-Wellen, angefallen werden würde. Als-

denn würden in Engelland, in Schottland, und in Irrland, drey besondere Tyrannen entstehen, die allesamt würden herrschen, und die übrigen Reiche unter sich bringen wollen. Würde nun einer von ihnen die Franzosen zu Hülfe rufen: so würden sie alle dreye diesem Volke zur Beute werden.

Lucianus.

Richelieu hat die Uneinigkeiten und Unruhen in Schottland, mit großer Scharfsichtigkeit, vorhergesehen, und sie zu seinem Vortheile angewendet. Er unterhielte anfangs das Feuer in Schottland, und hernach die Uneinigkeit im Parlamente, nur um Frankreich zur Herrschaft über Engelland zu verhelfen.

Mercurius.

Eben diese Absichten hatte er auch in Ansehen Spaniens, worinnen er den Aufstand in Catalonien, und Portugal, erregete. Doch hatte sein Witz hieran wenig Antheil. Denn die Castilianer hatten ihm selbst Gelegenheit hierzu gegeben. Sie hegeten in dem Reiche einen Menschen, der sich in den Gebüschen aufhielte, und den wilden Thieren, die

aber nicht wilder waren, als er selbst, nachsetzete. Dieser konnte, mit einigem Vorwande des Rechtes, nach der Krone streben.

Lucianus.

Er ließ sein wildes Wesen gleich in dem Anfange seiner Regierung sehen. Er befeuchtete seinen Scepter mit dem edelsten Blute des Reiches.

Mercurius.

Dieses ist der erste Schritt, den solche Tyrannen zu gewinnen glauben. Sie richten viele hin, damit sie sich nicht vor denselben fürchten dürfen.

Lucianus.

Und was gaben denn die Castilianer mehr für Gelegenheit?

Mercurius.

Sie gaben ihm die Waffen in die Hände, und erhuben ihn über viele andere. Diese wurden darüber eifersüchtig, und glaubeten, sie wären von eben so hohem Herkommen, als er. Ja sie verachteten ihn gar, und hielten ihre Abkunft für edeler, als die seinige. Dadurch geschahe es, daß das Volk, welches ihn

zuvor ganz vergessen hatte, nunmehr die Augen, mit grösserer Aufmerksamkeit, auf ihn zu richten anfienge. Die Castilianer bedachten nicht, daß der Aufstand in einer Provinz auch die übrigen, wie ein Funke den Zunder, anstecken könne; und daß Catalonien, und die Kriege in allen Theilen des Königreiches, den unruhigen Gemüthern der Portugiesen Gelegenheit an die Hand gaben, ihre Absichten auszuführen. Diese haben auch, bey einigen vormaligen Gelegenheiten, genugsam zu erkennen gegeben, daß sie mißvergnügt wären. Und gleichwohl zogen die Castilianer, aus unbedachtsamem Vertrauen, die Besatzungen aus den festen Oertern dieses Königreiches, um das Fürstenthum Catalonien wiederum zum Gehorsam zu bringen.

Lucianus.

Eben dieses Vertrauen sollte sie antreiben, bey ihrer Treue zu halten, und nicht davon abzuweichen, oder einen Tyrannen, an statt eines rechtmäßigen Königes, zu suchen. Sie können auch nicht durch die eitele Ruhmbegierde, einen eigenen König zu haben, entschuldiget werden. Denn der Ruhm, den sie suchen, ist nicht so groß, als die Ehre, und der

glänzende Vorzug, von einem Monarchen beherrschet zu werden, der so groß ist, daß er sie gegen die Macht Hollands, welche weit grösser ist, als die Macht Portugals, in dem Besitze Ost-Indiens erhalten kann, welches durch das Blut, und die Tapferkeit seiner Vorfahren, erobert worden ist, und wozu sonderlich das Blut, und die Reichthümer Castiliens angewendet worden sind. Die Portugiesen dürfen sich auch dieses nicht mißfallen lassen, daß ihr Reich mit Castilien vereiniget wird. Denn Portugal ist von Castilien, als eine Grafschaft, abgetrennet worden, und wird nunmehr mit demselben wiederum, als ein Königreich, verbunden. Und zwar soll es nicht also demselben einverleibet, und mit demselben vermischet werden, daß es ein einziges Reich mit demselben ausmache: sondern es soll also, an seiner Seite, bleiben, und blühen, daß man nicht sagen könne, es stehe unter einem fremden König: sondern daß man behaupten könne, es habe seinen eigenen König. Denn der König besaß dasselbe nicht, als ein erobertes Land, sondern durch eine rechtmäßige Erbfolge von dem Vater auf den Sohn. Er beherrschete sie auch, nach ihren eigenen Gesetzen und Gewohnheiten, und in ihrer eigenen Spra-

Sprache, nicht als Castilianer, sondern als Portugiesen. Und ob er gleich seinen Sitz in Madrid hatte: so zeigete sich doch der Glanz seiner Majestät auch in Lissabon. In den Wapen, und Siegeln, und auf den Flotten Portugals, sahe man nicht den Castilianischen Löwen, und das Castel: sondern das Wapen von Portugal, als ein Denkzeichen der fünf Fahnen, welche der tapfere Don Alphonsus, der erste König in Portugal, fünf Mohrischen Königen, in der Schlacht bey Ouriqve, abgenommen hat. Die Portugiesischen Belohnungen, und Bedienungen, wurden nicht Fremden: sondern Einheimischen zugetheilet. Und dennoch genossen die Portugiesen auch der Castilianischen Belohnungen und Ehren-Aemter. Und dieses geschahe auch in Ansehung der gesamten Monarchie. Sie wurden mit den größten Ehrenstellen, und den wichtigsten Einkünften, in Spanien begnadiget. Alles dieses genüßen sie auch noch jetzo. Die Kriegs-Macht zu Wasser und Lande, und die Regierung der vornehmsten Provinzen, stehet noch bey ihnen. Die Handlung hatten sie überall mit Spanien gemein; und so auch die Religion, und den Nahmen Spanien. Portugal lag mit Spanien in einem Striche fort.

Die Provinzen stießen also an einander, daß sie auch nicht einmal durch Flüsse, oder Berge, von einander getrennet wurden. Arragonien, Navarra, und Gallicien, hatten vorzeiten ihre eigenen Könige: und dennoch glauben sie deswegen nicht, als ob sie jetzo unter einem fremden Herrn stünden. Sie sind auch nicht unglücklicher, als vorher. Der größte Ruhm, und das größte Glücke, das Völker unter einander haben können, ist, wenn sie unter einem Herrn vereinigt sind. Denn die Furcht vor fremder Macht hat eben Gelegenheit zu großen Reichen gegeben. Nun ist aber die Furcht nirgends geringer, und der Friede nirgends sicherer, als in Monarchien. Diese können aber nicht entstehen, wenn sich nicht verschiedene Reiche in ein einiges zusammen thun. **Portugal** hat nicht eher die Süßigkeit des Friedens geschmecket, als bis es mit **Castilien** vereiniget worden ist. Wäre dieses nicht geschehen: so hätte es sich entweder beständig vor der angrenzenden Monarchie fürchten müssen; oder es wäre gezwungen worden, Gesetze von ihr anzunehmen; oder es hätte sich ihrer Macht unterwerfen müssen. Als in **Spanien** viele Fürsten herrscheten, und einander die Waage hielten, ohne daß

einer von ihnen eine gegründete Anforderung auf Portugal hätte machen können: da konnte dieses Reich wohl groß werden, wachsen, und sich erhalten. Allein jetzo, da alle übrigen Reiche der Krone von Castilien einverleibet worden sind, und diese ein deutliches Recht auf Portugal hat, auch in dem Besitze desselben, durch eine lange Verjährung, und durch die gemeine Uebereinstimmung der Völker, bestätiget worden ist: so kann sich Portugal unmöglich lange Zeit erhalten, wenn es von Castilien getrennet seyn will. Die Klugen und Redlichen, welche sich der blinden Wuth des Pöbels nicht widersetzen konnten, sehen auch wohl ein, daß sie ihre Freyheit vielmehr verlohren, als wieder erlanget haben. Die übrigen erkennen nunmehr ebenfalls, daß sie auf den Beystand Frankreichs nicht bauen dürfen. Denn dieses ist ein Feind der allgemeinen Ruhe, und der Größe von Spanien. Es leistet Portugal nicht um deswillen Hülfe, damit dasselbe zur Ruhe kommen möge: sondern damit es sich beständig mit Castilien herumschlage. Kluge Köpfe merken auch, daß die Holländer, welche Portugal ebenfalls beystehen, nicht die Absicht haben, daß dieses Reich den Krieg mit Castilien ausdauren

möge: sondern daß es dabey alles Volk, und alle seine Schätze, zusetzen müsse. Sie wollen, daß die Portugiesische See-Macht beständig eine Beschäftigung hiebey habe, damit dieses Reich die Schifffahrt, und die Handlung, nicht fortsetzen könne, und damit es nicht im Stande sey, die Plätze, und Factoreyen, in Brasilien, und Ost-Indien, zu behaupten. Dadurch übertreten sie das Bündniß, das sie mit Portugal geschlossen haben. Ueberdieses nisteln sich die Holländischen Secten überall ein, und verursachen mehr Unruhe, als die Waffen thun können. Solchergestalt kann Indien, in wenig Jahren, angestecket, und dem Gehorsam Portugals entrissen werden.

Mercurius.

Bey dem Aufstande in Catalonien finden wir gleiche, und nicht schwächere Gründe. Diese halsstarrigen Gemüther lassen sich auch nicht, durch den erlittenen Schaden und Verlust, umlenken. Sie überließen sich Frankreich, und widerstrebeten solchergestalt der Natur, und der Göttlichen Vorsehung, welche sie, nicht von ohngefehr, durch die hohen Mauern der Pyrenäischen Gebürge, und durch die tiefen Graben des mittelländischen

schen Meeres, von dieser Krone abgesondert hat.

Lucianus.

Andere Völker haben ihnen dieses als eine große Thorheit ausgeleget, daß sie sich von dem Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Herrn loßmachen wollen, und zwar, nicht, um in Freyheit zu leben, sondern um Knechte und Unterthanen eines fremden Volkes zu seyn.

Mercurius.

Und zwar wird dieses Volk von ihnen dermaßen gehasset, daß ein Franzose, in dem Buche, das die Aufschrift führet: Das Französische Catalonien, aus dem Munde eines Cataloniers, erzählet, ein Franzose, der in diesem Fürstenthume gebohren worden wäre, hasse seinen Vater, bloß um deswillen, weil er ein Franzose sey.

Lucianus.

Dieses ist ein gutes Zeugniß für die Catalonier. Sie müssen, meines Erachtens, große Geister seyn. Denn Catalonien ist durch die Franzosen bevölkert worden, und hat auch, in seiner Sprache, noch viele Worte von diesem Volke beybehalten.

Mercurius.

Dadurch will eben gedachter Schriftsteller die Gemüther der Catalonier, zum Theil, verführen. Er machet sie zu Franzosen, weil sie von keinem andern, als von eben diesem Volke herstammen sollen. Sie haben aber ihre Abkunft niemanden, als sich selbst, zu danken. Denn anfangs kam Tubal nach Spanien, und regierte dieses Reich, mit seinen Nachkommen, viele Jahrhunderte hinter einander. Nachgehends fielen die Catuler und Alanen in Catalonien ein. Von diesen Völkern hat auch das Land den Nahmen. Auf sie folgeten die Gothen. Und da ihre Könige, den königlichen Siz, von Narbona, nach Barcelona, verlegeten, wurde auch zugleich, mit dem Hofe, die Sprache desselben eingeführet, und die alte Mundart verderbet.

Lucianus.

Der oben gemeldete Schriftsteller suchet auch zu behaupten, Barcelona sey durch den großen Carl erobert worden. Und von der Zeit an sey Catalonien ein Lehen von Frankreich gewesen. Dadurch will er zeigen, die Empörung der Catalonier sey rechtmäßig,

mäßig, weil sie sich ihrem rechtmäßigen Herrn wiederum unterwerfen wollten.

Mercurius.

Hinter diesem Vorgeben stecken wichtige Absichten. Man will dadurch nicht nur die entstandene Empörung beschönigen: sondern auch bey Zeiten, und im voraus, den Abfall dieses Fürstenthumes rechtfertigen, worinnen die Franzosen nunmehr eine unumschränkte Herrschaft anzurichten gedenken. Denn wenn die Könige von Frankreich rechtmäßige Herren hievon sind, und gleichwohl keiner von ihnen ihre gegenwärtige Gerichtbarkeit bestätiget, oder beschworen, hat; als welches nur von den Grafen von Catalonien, und nachgehends von den Königen in Arragonien, und Castilien, geschehen ist; so können die Catalonier auch nicht verbunden seyn, diese Gerichtbarkeit zu erkennen.

Lucianus.

Es ist nicht möglich, daß der König in Frankreich Catalonien so, wie der König in Spanien, behaupten könne. Denn dieser hat dem Lande seine Freyheit, und seine Gerichtbarkeit, gelassen. Da Catalonien mit Arragonien, und Valencia, grenzet,

und keine wichtigen Flüsse, und Berge, hat: so müßte es der König in Frankreich, wenn er sich dessen versichern wollte, nothwendig zu einer Französischen Provinz machen. Er müßte die Gerichtbarkeit, die Sitten, und die Sprache, desselben ändern. Er müßte Besatzungen hineinlegen, und Citadellen, und Festungen, bauen. Zu deren Erhaltung müßten neue Auflagen gemacht werden. Man müßte auch die Einwohner mit gebohrnen Franzosen vermischen, damit sie die Liebe zu Spanien verlöhren. Solchergestalt müßte die ganze Natur des Landes verwandelt werden, und dieses zumal, wenn die Gerechtsame, die Frankreich anführet, gegründet sind.

Mercurius.

Zu dergleichen Gewaltthätigkeiten bringet man zwar gnug Gründe vor: sie sind aber ohnstreitig falsch. Denn nicht Carl der Große: sondern Ludwig der Fromme, hat den Catalonischen Christen, welche die Mohren nöthigen wollten, Barcelona wiederum zu verlassen, Hülffe geleistet, damit sie ihr Vorhaben in das Werk richten konnten, und ihnen seinen Schutz angeboten, mit der Bedingung, daß sie ihre Freyheit behal-

ten sollten. Eben dieses hat ihnen, nachgehends, der Kayser, Carl der Dicke, als rechtmäßiger Erb-Folger, angetragen, und zugestanden. Carl der Kahle, ertheilete dem zweyten Gottfried, und seinen Söhnen, und Nachfolgern, das Recht der Ununterwürfigkeit, mit dem Vorbehalte, daß man, von ihm, an den Kayser appelliren könne. Dieses thaten die Kayser, nicht als Könige von Frankreich, sondern als Kayser. Es ist aber nachgehends weder das eine, noch das andere, bewerkstelliget worden. Dieses erhellet aus den Freyheits-Briefen Kayser Ludwigs, und Kayser Carls, die zu Aachen ausgefertiget worden sind; wie auch aus den Urkunden dieses Vertrages. Es haben nämlich die Grafen von Barcelona, von der Zeit an, ihre Ununterwürfigkeit, in Ansehung Frankreichs, und des Reiches, beständig behauptet. Der heilige Ludwig sahe die Nichtigkeit dieses vorgegebenen Rechtes wohl ein, da er dasselbe durch einen Vertrag, an den Don Jacob von Arragonien überließe. Haben aber ja Carl der Große, oder seine Söhne, einiges Recht auf Catalonien gehabt: so ist der König in Spanien ihr rechtmäßiger Erb-Folger, und tritt also, als

der

der nächste Anverwandte, in alle ihre Handlungen, und Gerechtsame, ein. Diese Sache bedarf keiner langen Ausführung. Denn wem ist unbekannt, daß, noch vorher, das Gothische Gallien, Catalonien, und ganz Spanien, den Gothischen Königen gehöret haben, die es, durch Schenkungen, und durch Verträge, von den Kaysern, ihren rechtmäßigen Herrn, erhielten? Sie hatten hierzu noch über dieses, ein Recht durch die Waffen, erlanget, womit sie dieses Land eroberten. Und ihre Nachkommen haben dieses Recht, weder durch den Verlust von Spanien, noch durch einige Verjährung, verlohren. Denn sie haben beständig gesuchet, dasselbe, durch die Waffen in der Hand, zu behaupten.

Lucianus.

Die Catalonier werden nicht so thöricht seyn, und die uralte Ununterwürfigkeit ihrer Grafen in Zweifel ziehen, oder geschehen lassen, daß man sage, sie wären bis hieher, Lehens-Unterthanen gewesen. Solten sie denn nicht wissen, daß keine Provinz größere Vorzüge, und mehrere Freyheit, genoßen habe, als Catalonien? Dieses war sein eigener Herr. Es wurde nach seinen eigenen Gesetzen,

setzen, Sitten, und Gewohnheiten, regieret. Die Catalonier lebeten in der größten Ruhe und Sicherheit. Sie hatten einen mächtigen König: allein mehr zu ihrer Vertheidigung, und um seinen Schutz, seine Gunst, seine Gnaden-Bezeugungen, und alle Vorzüge, seiner Reiche und Staaten, zu genüßen, als daß er in diesem Lande eine unumschränkte Herrschaft hätte ausüben sollen. Er belästigte die Einwohner nicht mit Auflagen, und zwang sie auch nicht zu einiger Beyhülfe. Thaten sie ihm ja einige, so waren es freywillige Geschenke, die sie ihm aus Dankbarkeit, und nicht als eine Schuldigkeit, brachten. Schickte er Commissarien an sie, so wurden dieselben als ordentliche Abgesandte angesehen. Seine Verordnungen waren eigentlich keine Befehle: sondern nur Vorschläge. Sie wurden auch nicht, ohne ihre Einwilligung, ins Werk gerichtet. Er stellete, in diesem Lande, nicht einen majestätischen König: sondern nur einen Grafen, vor. Und in vielen Fällen konnte man nicht unterscheiden, ob er Herr von Barcelona, oder nur ein Bürger dieser Stadt, sey. Und jetzo träget es das tyrannische Joch Frankreichs, und befindet sich zwischen den Waffen zwee-

ner mächtigen Könige, die sich um die Herrschaft über sie schlagen. Und dieses geschiehet selbst in ihrem geliebten Vaterlande, wo man ihre Häuser und Güter zerstöret und verderbet. Dieser Streit wird nicht eher ein Ende nehmen, als bis sie sich wiederum unter den Gehorsam ihres rechtmäßigen Herrn begeben werden.

Mercurius.

Die unmäßige Liebe zu ihren Gesetzen hat sie in diesen elenden Zustand gebracht. Hat einmal jemand ihnen einen Eingrif hierinne thun wollen, so suchten sie sogleich Mittel, sie zu erhalten: schadeten sich aber hierdurch nur selbst. Denn durch den Krieg, und durch die Bosheit Frankreichs, sind sie ganz zu Grunde gerichtet worden. Hierinne ist **Catalonien** einer größern Gefahr unterworfen, als in irgend einem andern Falle. Denn es bildet sich ein, als ob seine Fürsten die Gesetze des Landes für solche hielten, die ihrer unumschränkten Gewalt entgegen stünden. So bald sich nun irgend ein Schatten, oder eine Vermuthung, zeiget, daß sie ihm seine Gesetze nehmen wollen, fähret es so gleich zu. Die Beyspiele der Könige,

Don

Don Ferdinands, den man zuvor den Infanten von Anteqvera nennete, Don Martins und Don Peters, könnten sie leichte davon zurücke halten. Diese wurden zwar anfangs, durch das abergläubische Bezeigen der Catalonier, und durch das Mißtrauen derselben, welches sie gegen gedachte Könige hegeten, aufgebracht: allein nachgehends sahen sie doch ein, daß die Catalonier gerecht waren, und sie verehreten, ja auch ihr Ansehen vermehren halfen. Sie erwogen, daß dergleichen Aufführung nicht von der Wuth des Volkes, und aus einem Hasse der Majestät, herrührete: sondern vielmehr von dem Angeben und Rathschlägen einiger bekannten Höfe. Nachgehends kam die Gegenwart, und das Ansehen, des Grafen, Don Berenger, darzwischen. Ihre Gesetze wurden sodann durch einen Eid bestätiget. Niemand setzete sich ihnen entgegen. Und dieses wäre auch zu ihrem eigenen Nachtheile ausgeschlagen. Denn das Recht der Ununterwürfigkeit, oder, daß die Unterthanen mehr oder weniger, Freyheit haben, ist in den Landes-Gesetzen selbst gegründet. Vornämlich kann ihnen dieses nicht zuwider seyn, wenn sie unter einem Könige stehen,

dessen Gewalt, durch die Mannichfaltigkeit der Unterthanen, eine angenehme Abwechselung erhält. Denn das ist ja allezeit ein grösserer Ruhm, wenn ein König solche Unterthanen hat, die die möglichste Freyheit genüßen, und die doch die Treue gegen ihren rechtmäßigen Herrn am genauesten beobachten. Dieses aber hat das Fürstenthum Catalonien, bey verschiedenen Gelegenheiten, gnugsam gezeiget.

Lucianus.

Allein ietzo zeiget es dieses nicht. Denn es entziehet sich ja dem Gehorsame gegen seinen rechtmäßigen Herrn.

Mercurius.

Die Waffen Frankreichs, die es auf dem Halse hat, und die Verzweifelung, daß sie Verzeihung erhalten werden, machen sie so hartnäckig.

Lucianus.

Haben sie denn aber keine Gründe, sich vor beydem, das sie fürchten, sicher zu stellen?

Mercurius.

Genug. Denn kluge Leute sehen wohl ein, daß nur Barcelona seine Fahne zum Dienste

des rechtmäßigen Herrn wehen lassen dürfe: so würde sogleich die ganze Provinz diesem Beyspiele folgen. Die Franzosen können sich alsdenn darinne nicht behaupten: denn auf der andern Seite haben sie die Castilianischen Waffen wider sich. Man weiß auch wohl, daß die Gnade, die man ihnen anbietet, sicher, und dauerhaft, seyn werde. Denn die Stände der Provinz sind weder in die Empörungen, noch in die Ausschweifungen, die damals vorgegangen sind, mit eingeflochten gewesen. Es war alles bloß eine Hitze des Pöbels, welcher durch falsche Nachrichten betrogen worden war. Dieser ließ sich durch eine Art von einem Religions-Eifer dahin reißen, und zwange die redlich gesinneten, daß sie sich ebenfalls mit einflechten lassen mußten. Jetzo haben bey nahe alle Verbrecher ihren Ungehorsam mit ihrem Leben, oder mit dem Verluste ihrer Güter, gebüßet. Damals waren sie in noch größerer Schuld, als sie die Waffen wider den König von Navarra und Arragonien, Johannes, ergriffen, und auf die Seite des Königs von Castilien, Heinrichs des erstern, traten, nachgehends aber die Parthey des Herzogs von Anjou, Renatus, ergriffen. Nun

hätte er mit Gewalt in **Barcelona** eindringen können: allein die Liebe gegen solche Unterthanen behielte die Oberhand. Er schrieb ihnen einen Brief, worinnen er mehr väterliche, als befehlshaberische Ausdrücke brauchete, und brachte sie solchergestalt wiederum unter seinem Gehorsam. Es ließen auch nachgehends weder er, noch sein Sohn, **Ferdinand**, der ebenfalls, in dem Aufruhr, vieles gelitten hatte, die geringste Strenge blicken. Bey Königen richtet Nachgeben, und Gnade, mehr aus, als Strafe und Beleidigung. Nächstdem ist dieses Fürstenthum eine rechte Vormauer gegen **Frankreich**, und die sicherste Stütze **Spaniens**. Wäre dieses Fürstenthum nicht, so beherrschete der König nicht, als Graf von **Barcelona**, und König von **Arragonien**, vierzehen Königreiche, und drey Fürstenthümer. Wegen **Catalonien** hat er ein Recht auf **Theben**, auf das Fürstenthum **de la Marca**, und auf das Herzogthum von **Athen**. Denn alle diese Länder haben die **Catalonier**, zu ihrem ewigen Ruhme, erobert, wie die Griechischen Geschichtschreiber melden. Es ist also nicht glaublich, daß sich der König nicht gnädig gegen sie bezeigen, und die Bedingungen

gen erfüllen sollte, unter welchen sie sich wiederum unter seinen Gehorsam begeben haben. Dadurch giebet er ein gutes Beyspiel von seiner Treue bey andern Gelegenheiten. Dadurch kömmet er der Gefahr zuvor, sie ein andermal zu verliehren, zumal zu einer Zeit, da er ihrer nöthig hat, um die Staaten wiederum zu erobern, die ihm die Franzosen abgenommen haben. Allein bey Empörungen ist es nicht genug, daß die klugen und verständigen von dieser Krankheit genesen, wo nicht auch zugleich das aufgebrachte Volk geneset. Dieses aber achtet auf keine Gründe, und kann durch nichts, als durch die Erfahrung von dem Elende, und dem Verluste, worein es sich stürzet, gelenket werden. Und ich glaube auch, daß es dadurch endlich wird bewogen werden, Verzeihung, als das beste Mittel, zu suchen.

Lucianus.

Es kann seyn, daß sie auf den zukünftigen Frieden hoffen, in der Meynung, als würde alsdenn ihre Freyheit auf festen Fuß gesetzet werden.

Mercurius.

Dieses wäre noch eine größere Thorheit, als die vorige. Denn die Franzosen sind

sehr weit von Schlüßung eines Friedens entfernet. Und wenn sie auch Friede machen sollten, so sind sie nicht so einfältig, daß sie nicht voraus sehen sollten, Catalonien könne nicht in Freyheit bleiben, und sie können dasselbe eben so wenig behalten, wo nicht beständig Krieg geführet wird. Hierinne aber würden sie mehr Schaden leiden, als in allen denen Kriegen, welche sie bisher geführet haben. Es ist also, für sie, nichts bessers, als wenn sie dadurch vortheilhafte Friedens-Bedingungen zum Nutzen der Crone von Frankreich zu erhalten suchen.

Lucianus.

Die Catalonier glauben, sie würden alsdenn unter dem Schutze Frankreichs bleiben können.

Mercurius.

Dieses ist nicht allein unmöglich, weil es der Ununterwürfigkeit entgegen ist: sondern es wäre auch nicht erhört, daß ein Staat unter dem Gehorsame des einen, und zugleich auch unter dem Schutze eines andern Fürsten stehen sollte. Was würde hieraus folgen? Die Bösen würden nicht zu bändigen seyn: und die Guten würden unterdrücket werden.

Denn

LB Coburg

Denn man könnte bald bey dem einen, bald bey dem andern Fürsten Schutz suchen. In solcher Unordnung müßten nothwendig die Landesgesetze, und die Freyheiten des Landes, umgestoßen werden. Und wenn die Catalonier für sich selbst Unterhandlungen anstellen, und sich, mit ihrem rechtmäßigen Herrn, vergleichen können: so müßten sie ganz tumm und blind seyn, wenn sie sich dem Willen eines andern überlassen, oder auf das unbeständige Glücke bauen wollten.

Lucianus.

Viele von ihnen stehen in den Gedanken, das günstige Glücke Frankreichs könne niemals umschlagen.

Mercurius.

Das Glück ist niemals ganz beständig gewesen; und bey den Franzosen noch weniger, als bey irgend einem andern Volke. Denn ob man gleich, wenn man dieses Reich nur von aussen ansiehet, urtheilen sollte, es sey in vollkommenen Wohlstande: so kann man doch bald merken, wenn man diesen Staatskörper innerlich recht zergliedert, daß es, wegen einheimischer Ursachen, sehr gefährlich

mit ihm aussiehet. Denn die Minderjährigkeit seines Königes; die Regierung in der Hand eines Weibes; die Zuziehung eines Fremden zu den Staatsgeschäften: die Uneinigkeiten zwischen dem königlichen Rathe, und dem Parlamente; die Furcht vor den Mißvergnügten; die Verschiedenheit der Religion; der Mangel an Volk, und Gelde; und die unmäßigen Auflagen; alles dieses sind Zufälle, die ihn in eine tödliche Krankheit stürzen können. Und davon wird er auch nicht durch die auswärts gemachten Eroberungen genesen können. Denn diese beschweren ihn nur noch mehr, weil, zu deren Erhaltung, Volk, und Geld, nöthig ist. Dieses letztere aber kann nirgends woher, als von dem Vermögen der Unterthanen, genommen werden. Denn die königlichen Renten sind bereits, auf mehr, als vierzig, Jahre hinaus, verkaufet, und verpfändet.

Lucianus.

Wie kann aber Frankreich jetzo noch so große Kriegs-Heere erhalten, und so verschiedene Kriege führen?

Mercurius.

Dieses ist auch die letzte Kraft. Es gehet hier wie mit einem Lichte, welches am hellesten brennet, wenn es den größten Mangel an Nahrung hat, und dem Verlöschen am näheſten ist. Eine Stunde zuvor, ehe die Kaufleute davon laufen wollen, scheinen sie jedermann reiche Leute zu seyn. Und wenn die Bank aufgebrochen ist, findet sich nicht so viel, daß man ihre Gläubiger damit zudecken könnte. Die Unterthanen in Frankreich können die unerträgliche Last der Auflagen nicht mehr aushalten. Sie sehen nunmehr wohl ein, daß man mehr suche, den Krieg fortzusetzen, als einen Frieden zu schlüssen. Denn in jenem machet sich der Müßiggänger und Taugenichts groß: in diesem aber möchte sein Ansehen fallen, wenn die Abgesandten der Fürsten, die er beleidiget hat, wiederum an den Hof kämen, und die Unterthanen daselbst sich einfänden, welche, haufenweise, die Waffen ergriffen haben, um sich entweder von allen übrigen Geschäften ganz loß zu machen, oder weil man sich ihrer nicht annehmen will.

Lucianus.

Es ist wahr, die Noth und Gefahr ist groß: allein sie erdulden sie doch, wenn nur die Krone fein viel Eroberungen machet, und sieget.

Mercurius.

Wenn ein Reich zu einer Größe gediehen ist, die zulänglich ist, daß es sich erhalten, und, bey andern Völkern, furchtbar machen kann: so halten es Staats-Verständige nicht für dienlich, daß es noch mehr anwachse. Denn je größer die Macht eines Fürsten ist: um so viel eingeschränkter ist die Freyheit des herrschenden Volkes, und um so viel größer ist der Aufwand zu Erhaltung der gemachten Eroberungen. Große Siege bringen dem Fürsten Ehre: den Unterthanen aber Betrübniß. Denn dabey erfahren sie den Tod ihrer Söhne, Brüder, und Freunde. In Frankreich ist kaum ein Haus, worinnen man nicht die Trauer angeleget hätte. Einem sehr ansehnlichen Theile des Adels fehlet es an Erben, die ihr Geschlechte fortpflanzen könnten. Die Städte und Dörfer sind dergestalt von Einwohnern entblößet, daß es an Leuten fehlet, die das Land bauen können, und an Bedienten,

ten, welche bey Hofe nöthig sind. Solchergestalt befindet sich Frankreich dermaßen in Noth, daß es nicht weniger mit sich selbst, als mit fremden Reichen, zu kämpfen hat. Es erduldet in ihm selbst alle die Noth und Drangsal, welche es andere Länder empfinden lässet.

Lucianus.

Wie kömmt es aber, daß die Königin nicht diesen Uebeln, und dieser Gefahr, nachdenket, und erwäget, daß nichts, als der Friede, ihrem Sohne die Krone versichern könne; und daß ihre Vorfahrin, bey gleichen Umständen, so große Bedrängniß hat erdulden müssen, und endlich gar verjaget worden ist?

Mercurius.

Die erstere war auf den Taugenichts eifersüchtig, und wurde von ihm verfolget. Die andere hat ihn erhoben, und erhält sich in seiner Gunst.

Lucianus.

Die Eifersucht ist nicht weniger gefährlich, die sie, durch diesen Menschen, bey den Prinzen vom Geblüte, und bey den übrigen Grossen,

sen, erreget. Das Uebel ist auch nicht geringer, welches daraus entstehen kann, daß sie den Scepter den Händen eines Fremden anvertrauet hat.

Mercurius.

Die Gunst ist blind, und kennet niemanden, bis sie schon auf jemanden gefallen ist.

Lucianus.

Die Königin muß ein Herz von Stahl, oder Demant, haben, weil es durch die Noth und Drangsal ihrer Brüder nicht erweichet wird. Sie führet wider dieselben einen unnöthigen und freywilligen Krieg, und lässet sich das Verderben des Reiches, worinnen sie gebohren ist, nicht zum Mitleiden bewegen. Auch der Fall ihres eigenen Hauses rühret sie nicht, welches jetzo nicht in der Gewalt der Franzosen, sondern in der Gewalt der Secretarien, stehet.

Mercurius.

Das größte Unglück für Europa ist, daß ein Theil von demselben durch Weiber beherrschet wird, wie wir in Frankreich, in Schweden,

den, in Hessen, und in Piemont sehen. Denn sie müssen sich nothwendig durch andere regieren lassen: und diese tragen ihnen die Sachen ganz anders vor, als sie sich in der That verhalten. Nach dem Tode des Königes beredete man die Königin: es könnte sich Frankreich nicht erhalten, wenn es nicht Richelieu, durch seine Künste und Fürsorge, beschützete. Sie bewerkstelligte auch dessen Absichten wider Spanien, und zeigete dadurch, daß die mütterliche Liebe bey ihr mehr vermöchte, als ihre hohe Geburth.

Lucianus.

Es würde mit den Spaniern weit besser gestanden haben, wenn diese Königin von einer andern Nation gewesen wäre. Denn solchergestalt würde sie sich lange mit ihnen verglichen haben.

Mercurius.

Ja. Allein man hatte sie durch andere Künste hintergangen. Denn man gab ihr zu verstehen, das Reich, und Spanien, hätten einen Anschlag wider ihre Krone gemacht, und, zu deren Vertheidigung, hätte man ein

Bündniß mit den Schweden und Holländern, wie auch mit dem Ragoczki, geschlossen; ihre Brüder verlangten keinen Frieden; man müsse sie hierzu durch die Waffen nöthigen, um ihren Kindern die Krone zu versichern; Frankreich geriethe in augenscheinliche Gefahr, woferne es nicht zuvor die Macht des Hauses Oesterreich schwächete. Durch solche Vorwendungen suchten die Urheber des Krieges denselben zu rechtfertigen.

Lucianus.

Den letzten Vorwand halten viele für die gewisseste und vornehmste Ursache von den gegenwärtigen Bewegungen, und von dem Elende der Christenheit.

Mercurius.

O wie sehr betrügen sie sich hierinne! Die Macht Oesterreichs hat den Ehrgeiz Frankreichs bezähmet, und ihn, mehr als hundert Jahre lang, in seinen Schranken gehalten; da er sonst, wenn er sich nicht vor der Oesterreichischen Macht hätte fürchten müssen, die Europäischen Fürsten aller ihrer Staaten verlustig gemacht haben würde. Denn dieses

suchete

suchete Frankreich gleich damals auszuführen, als Oesterreich durch die Waffen des Königes in Schweden, Gustavus, in die Enge getrieben worden war. Außerdem aber ist, bey gegenwärtigen Umständen, für Frankreich nichts beqvemer, als die Macht des Hauses Oesterreich. Denn in Frankreich finden wir große Religions-Trennungen. Es lieget mitten zwischen den Sectirern von Engelland, von Genff, von der Schweiz, und Teutschland. Nun stehet Frankreich mit den Graubündern, Holländern, Dännemärkern, Schweden, und Oesterreichern, im Bündniß; folglich dienet ihm das Haus Oesterreich an statt einer Vormauer gegen so große Feinde. Dieses kann sich dazwischen legen, und verhindern, daß sie es nicht, mit vereinigter Macht, anfallen können.

Lucianus.

Dieses wirst du niemanden leichte überreden, daß hierunter eine Staats-Absicht der Franzosen verborgen stecke.

Mercurius.

Es ist wahr. Denn Haß und Eifersucht sind stärker, als die Betrachtung der Staats-

Vorthei-

Vortheile. Die Franzosen sind dadurch, bey dem Anfange dieses Krieges, dermaßen verblendet worden, daß sie sowohl den Schweden, um sich zu Herrn über das Reich zu machen; als auch den Holländern, um die Niederlande vollends zu erobern, Hülfe leisteten. Und gleichwohl, wenn die Niederlande den Sectirern in die Hände gerathen wären: so würde ihre Macht größer, und für Frankreich gefährlicher gewesen seyn, als die Macht des Hauses Oesterreich; zumal, da der Haß wegen der Religion allezeit stärker ist, als der Haß, der nur aus Eifersucht herrühret. Hierzu kömmt noch dieses, daß Oesterreich getheilet ist, und weit von Frankreich ablieget. Denn solchergestalt kann es in Frankreich nicht die geringste Eroberung machen; wie es denn, bisher, auch nicht einmal die Landschaften wiederum hat an sich bringen können, die ihm Frankreich abgenommen hat.

Lucianus.

Die Erfahrung hat dieses gnugsam gezeiget. Denn Carl der Fünfte besaß beyde Reiche, Teutschland und Spanien: und

den-

dennoch konnte er nicht festen Fuß in Frankreich fassen.

Mercurius.

Zu allen diesen Gründen kömmt noch ein anderer hinzu von nicht geringerer Wichtigkeit. Nemlich Frankreich kann nicht so viel wider die Sectirer ausrichten, als wider die Oesterreicher. Denn wider diese streiten alle seine Unterthanen: gegen jene aber werden diejenigen nicht zu Felde ziehen, die in dem Königreiche von ihrer Parthey sind. Sie werden ihnen vielmehr Thür und Thore öffnen.

Lucianus.

Diese Anmerkung ist klug ausgesonnen. Ich habe sie bisher noch bey niemanden angetroffen.

Mercurius.

Ein innerliches Uebel wird fast niemals eher erkannt, als bis man es schon fühlet. So gienge es mit den Herzogen von Savoyen. Denn da sie Pignerol verkauften, verkauften sie auch zugleich ihre Sicherheit vor beyden Kronen. Denn diese konnte erhalten wer-

den, da dieser Staat zwischen beyden Reichen gerade mitten inne lag. Nun sie sich aber einmal diesen Kappzaum haben anlegen lassen: so müssen sie sich nothwendig, durch die Furcht, und durch die Nothwendigkeit, beständig auf der Parthey der **Spanier** halten lassen, denen sonst die **Franzosen** beständig den Daumen auf das Auge gehalten haben, damit sie dieselben nicht unterdrücken konnten. Die regierende Herzogin hat sich nicht weniger hintergehen lassen. Die **Franzosen** beredeten sie, daß, wegen der Anforderungen ihrer Anverwandten, und wegen der Absichten der **Spanier**, ihr minderjähriger Prinz in Gefahr stünde. Und dennoch war ihm der Ehrgeiz der **Franzosen**, die der Herzogin rathen wollten, weit gefährlicher. Diese nöthigten sie erstlich, den Krieg fortzusetzen, und in ein Bündniß mit ihnen zu treten: hernach wurden aus ihren Hülfs-Völkern die gefährlichsten Feinde. Denn sie bemächtigten sich der wichtigsten Plätze in **Piemont**, unter dem Vorwande, sie zu schützen. Und sollten die **Ottomannen**, welche die Franzosen nach **Italien** gezogen haben, festen Fuß darinne fassen: so würden sie diese Plätze beständig behalten, unter dem Vorwande, sich selbst in

Sicherheit zu stellen, und für das Wohl der ganzen Christenheit zu wachen, damit der allgemeine Feind nicht über die Alpen gehen könne.

Lucianus.

Du bist mit deiner Erzählung eben so hurtig geflogen, als mit deinen Flügeln. Denn du hast mich, durch so mannigfaltige Nachrichten, auf so eine Art vergnüget, daß du nunmehr bereits auf dem höchsten Gipfel der Alpen-Gebürge angelanget bist.

Mercurius.

Von diesen Gebürgen sehe ich lauter Uneinigkeit. Ich sehe, wie Frankreich, die Dienerin der Zwietracht, auch die Ruhe der Schweizer, und Graubünder, störet, indem sie unter denselben allerhand Religions-Trennungen anrichtet. Dadurch sind einheimische Kriege, und endlich der gänzliche Untergang dieser Staaten zu befürchten. Denn die Eintracht hat sie groß gemacht: und nichts als die Eintracht kann sie erhalten. Die Franzosen sehen dieses wohl ein, und suchen daher, durch die Trüm-

mer dieser freyen Staaten, ihr eigen Glück zu bauen. Sie führen in diese Länder ihre Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche, und ihre Zärtlichkeit, ein. Dadurch bekriegen sie dieselben mehr, als durch die Waffen. Von hier aus stellen sie beständige Werbungen für ihren König an, und zwar nicht zu ihrer eigenen Sicherheit, wie in ihren alten Gesetzen und Verträgen verfüget ist, die seit vielen Jahrhunderten beobachtet worden sind: sondern nur, damit sie, aus Frankreich, die Länder der benachbarten Fürsten anfallen, und erobern mögen. Dadurch verursachen sie, daß dieselben, die zuvor Freunde und Bunds-Genossen dieser freyen Staaten waren, ihre Feinde werden. In Frankreich gewohnen die Schweizerischen Soldaten ein, lernen die Sprache des Landes, gewöhnen sich an die Zärtlichkeit und Weichlichkeit desselben, und verändern dadurch ihre ganze Natur, indem sie eine Liebe zu diesem Lande bekommen, daraus wird endlich so viel entstehen, daß die Schweizer, selbst durch die Waffen der **dreyzehen Cantons**, getrennet werden. Dieselben bedenken nicht, daß auch die Römischen Soldaten, in **Frankreich**,

die Liebe zu ihrem Vaterlande verlohren, und, unter der Anführung des Julius Cäsars, aus dem Lande ausgezogen sind, um Rom das Joch der Knechtschaft über den Hals zu ziehen. Von diesen Gebürgen sehe ich auch, wie die Fürsten, in den Ebenen von Italien, dermaßen eingeschläfert sind, daß sie sich, weder durch das Lärmen der Kriege, in den benachbarten Ländern, noch durch das Seufzen der ausgeplünderten Fürsten, aufwecken lassen. Vielleicht kan, in kurzer Zeit, die Gefahr allgemein werden.

Lucianus.

Steige nicht herab zu ihnen. Denn da du dich so nahe bey dem Himmel, deinem Sitze, befindest, so würde ich deine großmüthige Gefälligkeit mißbrauchen, wenn ich dich nicht bäte, wiederum in deine himmlische Wohnung zurücke zu kehren. Zuvor aber danke ich dir für dasjenige, was du mir erzählet hast. Du hast dich hiebey mehr, wie ein leutseliger Mensch, als ein großer Gott, bezeiget.

Mercurius.

Ich besorge, dir, mit meiner weitläuftigen Erzählung, verdrüßlich gefallen zu seyn. Ich habe es auf dein Ansuchen gethan; und auf dein Ansuchen geschiehet es auch, daß ich mich dir empfehle.
Lebe wohl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Saavedra Fajardo, Diego <<de>>,

Die Thorheiten von Europa

S.l. 1748

Coburg, Landesbibliothek -- C I 6/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11918895-4